S
824

Leben
und
Bildnisse
der
grossen Deutschen
von
verschiedenen Verfassern und Künstlern.

Herausgegeben
von

Anton Edeln von Klein,
des H. R. R. Ritter, Herzogl. Zweybrückischen würklichen geheimen Rath, Kurpfälzischen Hofgerichtsrath geheimen Sekretär und Professor, der Kurpfälzischen deutschen Gesellschaft beständigen Geschäftverweser, und Ehrenmitglied der Künstlerakademie in Düsseldorf.

Vierter Band.

Die Bildnisse werden besonders verkauft.

Mannheim, 1798.

Ihren Excellenzien,

den

Hochwürdigen,

Hoch- Hochwohl- und Wohlgebohrenen,

vesten und weisen Herren,

zur

Landschaft in Bayern

Verordneten,

meinen gnädigen Herren

in

tiefster Verehrung

gewidmet

von

Anton von Klein.

An die Bayersche Nation,

die sechs hundert Jahre vor Christi Geburt Thaten der Verewigung aufzuzeichnen gab, aus Gallien siegreich in Deutschland und Italien drang, in Verbindung mit den Galliern Rom besiegte, Asien sich zinnsbar machte, mit den mächtigsten Königen, selbst mit Hannibal und Alexander Bündnisse schloß, mehr als dreyßig Kriege mit den Römern bestand ꝛc. ꝛc.

Ode.

Des Ruhmes Tempel öffne, Begeisterung!
Ruf grauer Vorzeit! Staune Jahrtausenden!
Des großen Bojerstammes Thaten
Tönen in Osten; die Pole hallen!

Bojaren wandeln: ebnet, Ihr Alpen, euch!
Den Siegern beuge, Roma, dein stolzes Haupt!
Dem Hufe ihrer Rosse bebend,
Asien, zolle das Gold des Indus!

Um Bojerbündniß buhlen die Welttheile;
Dir stralet Schutz, Karthago, der Bojer Schwert!
Bey wessen Waffendonner klirret
Dreyßigmal, Janus, die Tempelpforte?

Die Hand, an der gefesselt der Erdkreis schwebt,
Reicht Bojerhelden der Macedonier;
Dem Schrecken trotzend stehn die Männer
Bis die Gewölbe des Himmels sinken.

Zu höhern Sphären schwinge dich, Genius!
Erhabner in die strömenden Saiten tönt
Mein Lied! Nicht Königreiche, stürzend
Unter dem Kriegerarm, o Bavaren!

Nicht Fürsten, dem Triumphwagen angespannt,
Nicht Nationen, die euer Schild bedeckt,
Nicht ewge Lorberkränze, in drey
Welten vom stolzesten Sieg gepflücket,

Nicht all des Muthes Aerndten, gethürmet in
Der Zeitenhälfte, seit sich die Erde wälzt,
Bezeichnen eure Grösse und das
Ziel meines steigenden Lobgesanges!

Vor meinem Geiste schimmert des Weisen That,
Und in den Schatten sinken die Werke von
Jahrhunderten, posaunte Thaten
Tausender, die auf den Thronen glänzten;

Er, welcher in des Vorurtheils Mitternacht,
Erhöhend Recht und Wahrheit, die Fackel schwang,
Ein Felsen zwischen Feindesstürmen,
Und der Sirenenlist falscher Freundschaft;

Der Held der Menschheit, Ludwig vollbrachte sie:
Das Vaterland am glühenden Busen, giebt
Er mit der Seelgen Hochgefühl dem
Gleichedeln Friederich Hand und Krone!

Otto der Grose, Kaiser der Deutschen.

Deutschland war im neunten Jahrhunderte zwar ein selbstständiges Reich geworden; allein den deutschen Königen fehlte der Geist Heinrich des Finklers, der im folgenden Jahrhunderte den Thron bestieg, und der erste König aus dem Sächsischen Hause, nach der Erlöschung des Karolingischen Stammes, war.

Heinrich ist es, der seinem Vaterlande innere Stärke gab. Er sicherte die Grenzen gegen die Anfälle der Barbaren; die deutsche Tapferkeit, gelenkt von seiner Klugheit, zog durch hohe Thaten die Bewunderung der Völker auf sich. Unter seiner Regierung verschwand zum Theile die Wildheit der Sitten; er weckte jenen romantischen Rittergeist, der Thaten vollbracht hat, die an das Unglaubliche grenzen. Seine Grundsätze waren auf Bieder-

sinn, Muth und Treue gebaut. Wichtige Dinge hatte er bereits ausgeführt, und weitaussehend waren seine entworfenen Plane. Er wollte die Ansprüche der deutschen Könige auf die Kaiserwürde wieder geltend machen, als der Tod ihn überraschte. Seine grosen Plane blieben unvollendet, und sein Sohn Otto ward auf den Thron gerufen.

Die deutschen Fürsten, eingedenk ihres Versprechens, das sie dem sterbenden Heinrich gegeben hatten, und um die verwittwete Königin Mathilde über den Tod ihres Gemahles zu trösten, wählten einstimmig (936.) den vier und zwanzig jährigen Otto zu ihrem Kaiser. Sie hoben die Hände empor, und riefen laut: "Glück zu! Glück zu! Glück „und langes Leben unserm unüberwindlichen „König allezeit!" *)

Darauf führten sie den neuen König nach Aachen, wo er vom ganzen Rathe feyerlich eingeholt, und von Hildebrecht, Erzbischoff von Mainz, gekrönet wurde. Nach dem

*) Hist. Martisburg. II. B. S. 17.

Gottesdienste begab sich der König in den Pallast mit den Geistlichen und Ständen des Reiches zur Tafel. Vier Herzoge bedienten ihn. Giselbert von Lothringen, in dessen Gebiet die Wahlstadt lag, hatte die Oberaufsicht; der Pfalzgraf Eberhard trug die Speisen auf; Hermann von Franken war Mundschenk, Arnulph von Bremen versah das Marschallamt. *)

Diese Wahl und Krönung Ottens müßen uns merkwürdig seyn; weil wir dabey Züge der edeln Einfalt unserer Väter entdecken, und die ersten Spuren jener Erzämter finden, welche noch jezt die ersten Fürsten unsers Vaterlandes versehen.

Otto, den seine Zeitgenossen schon den Grosen nannten, trat zwar die Regierung mit all den Vortheilen an, die gewöhnlich der Nachfolger eines grosen Fürsten hat. Die innern Unruhen waren gedämpft; Ordnung herrschte in der Staatsverfassung; Deutschlands Feinde waren gedemüthigt; den Slaven, Normännern,

*) Struv's Reichshistorie Period. V. 2. Absch. §4.

Daleminciern und andern Barbaren war Heinrichs Andenken noch zu neu, und die deutsche Tapferkeit noch zu furchtbar, als daß sie es so bald gewagt hätten, ihre Anfälle zu wiederholen. Aber nichtsdestoweniger ward damals Geistesgröse erfodert, den deutschen Staatskörper aufrecht zu erhalten. So glänzend auch die politische Lage des Reiches war, so unglücklich waren in andern Rücksichten jene Zeiten. Der Geist der Deutschen schmachtete unter dem Despotismus der Priester; der Verstand hatte dem Aberglauben seine Freyheit aufgeopfert. Wissenschaften und Gelehrsamkeit konnten die Finsterniß nicht durchdringen, und so fesselte ein falscher Wahn die Denkkraft der Deutschen.

Barbaren beunruhigten zwar zu Zeiten noch immer die deutschen Grenzen, und zu neu war noch die christliche Religion, um ihre Wildheit gemildert zu haben. Allein furchtbarer als diese Barbaren war dem königlichen Ansehen die römische Curia; sie behauptete eine unumschränkte Gewalt über die deutsche Kirche, und behandelte unsere Könige gleich-

sam als Vasallen. Die Priester, eingeweiht in die Politik Roms, entzogen sich immer mehr der Oberherrschaft ihrer Fürsten. Die mächtigen Herzoge der Franken, Schwaben, Sachsen und Baiern machten wiederholte Versuche, mit Gewalt die Erbfolge in ihren Besitzungen einzuführen, und ihre Kühnheit gieng oft so weit, den Königen zu trotzen. Das Ansehen dieser war so tief gesunken, daß die Grosen Deutschlandes sich ohne Scheu befehdeten, und zu ohnmächtig war die höchste Gewalt, diesen Störungen des Friedens Einhalt zu thun. Heinrich I. hatte zwar die Nation aus der tiefen Barbarey herausgerissen, und sie ihre Vortheile kennen gelehrt; ihr eine bestimmtere Verfassung gegeben: allein der Deutsche kannte noch keine Freude des geselligen Lebens, hatte keine Begriffe von Wohlstand, keinen Geschmack für das Schöne. Rauh waren noch seine Sitten, sein Geist kriegerisch und wild; er mußte einen Führer haben, der seinem Muthe die gehörige Richtung gab, damit er nicht in Gewaltthätigkeit und Grausamkeit ausartete. Dies war das

Volk, das der junge Otto beherrschen sollte. Er bestieg den Thron mit einem grosmütdigen und wohlwollenden Herzen; er liebte Ruhe und Frieden; Güte war einer der schönsten Züge seines vortrefflichen Charakters; aber diese Güte erzeugte meistens Undankbare, und fast jede seiner wohlthätigen Absichten mußte er mit dem Schwerte durchsetzen. Die Geschichte seiner Regierung ist ein Gemälde von Schlachten, Verschwörungen und Aufruhr. Die, welche er aus dem Staube empor gehoben hatte, empörten sich: sogar seine Brüder, sein Sohn standen wider ihn auf. Aber sein umfassender Geist wählte immer die rechten Mittel, diese Unruhen glücklich zu endigen, und immer lauter erscholl der Ruhm des grosen Königes der Deutschen.

Er saß kaum auf dem Throne seines Vaters, als er schon gezwungen war, die Würde der deutschen Krone mit dem Schwerte zu vertheidigen. Heinrich I. hatte die Böhmen bezwungen; allein schon im Jahre 938. weigerte sich ihr Herzog Boleslaus, Otten den Gehorsam zu leisten, den er Heinrichen gelobt hatte.

Boleslaus erschlug seinen christlichen Bruder Wenzeslaus, und warf sich nicht allein eigenmächtig zum Herzoge auf, sondern beunruhigte auch durch unaufhörliche Streifereyen und Räubereyen seine Nachbarn. Er mißhandelte die Abgesandten des Prinzen Thankmar, und bedrückte einen Böhmischen Statthalter, der sich der Sächsischen Oberherrschaft unterworfen hatte. Otto schickte seinen Feldherrn Aesik mit einem Heere von Sachsen und Thüringern nach Böhmen. Boleslaus erfuhr, daß die Sachsen und Thüringer getheilt anrückten; er beschloß also, seine Macht ebenfalls zu theilen, und beyde Haufen zugleich anzugreifen. Die Thüringer flohen; aber Aesik siegte mit seinen Sachsen über die Böhmen. Unwissend, daß jene geschlagen wurden, zog er triumphirend in sein Lager, wo seine Krieger sorglos und sicher sich belustigten, und die Beute theilten. Allein der wachsamere Boleslaus überfiel unvermuthet die Sachsen, die eine gänzliche Niederlage erlitten, und Aesik selbst verlor das Leben *). An die Stelle des erschlagenen

*) *Witichind Lib. 2. pag. 22.*

Feldherrn setzte Otto den Hermann Billung, einen der ersten und reichsten Herren unter dem Sächsischen Adel. Er erhob ihn nachher zum Statthalter von Sachsen, damit er diese Provinz, während Otto in Reichsgeschäften abwesend seyn müßte, gegen die Einfälle der Böhmen und anderer Barbaren, schützen möchte. Diese Erhebung bahnte Hermannen nachmals selbst zum Herzogthume Sachsen den Weg. Das Verdienst des Mannes hatte die Wahl des Königes bestimmt, und doch beschuldigte ihn der Neid der Partheylichkeit, und mehrere, die sich hintangesetzt glaubten, wurden seine Feinde *). Otto gieng endlich selbst nach Böhmen, und zwang den grausamen Boleslaus, den Christen eine freye Religionsübung zuzugestehen, dem deutschen Könige als Vasall sich zu unterwerfen, und seinen ermordeten Bruder anständig zu beer-

* Elegit ad hoc officium virum nobilem & industrium, satisque prudentem, nomine Herimanmannum. Quo honore non solum caeterorum Principum, sed & fratris sui Vuichmanni offendit invidiam. *Witichind L. 2. p. 22.*

digen. Gezwungen, der Uebermacht nachzugeben, erfüllte Boleslaus zwar Anfangs seine Zusage; aber bald ergriff er von neuem die Waffen, und wüthete mit unerhörter Grausamkeit gegen seine christlichen Unterthanen. Vierzehn Jahre dauerte dieser unglückliche Krieg, und erst im Jahre 950 konnte Otto den böhmischen Herzog ganz demüthigen. Er eroberte die sehr feste Stadt Bunzlau, und Boleslaus mußte sich unter den deutschen Zepter beugen.

Otto hätte jezt als Ueberwinder, Böhmen in eine deutsche Provinz verwandeln können; des Herzogs doppelter Meineid würde ihn gerechtfertigt haben, wenn er ihn die ganze Härte des Siegers hätte fühlen lassen; aber der edle Otto wollte nur Frieden; davon zeugen die vorgeschriebenen Bedingungen. Boleslaus mußte den böhmischen Christen die geraubten Besitzungen wieder einräumen; seinen Brudermord nach der Vorschrift der Kirche abbüßen; dem deutschen Reiche einige Jahre lang einen Tribut entrichten, und von Otto'n das Herzogthum als ein

Leben empfangen. Die Anhänglichkeit Ottens für die christliche Religion war so warm und innig, daß er den Herzog zwang, sie anzunehmen. Boleslaus, den die Geschichte mit dem Namen des Grausamen brandmarket, ward ein anderer Mensch; ihm war eine neue Religion aufgedrungen worden: aber bald liebte er sie; er ward der treueste Vasall des deutschen Königes, und seiner Unterthanen Vater. Otto war der Schöpfer dieses Menschen beglückenden Werkes. — Ist das nicht mehr, als vervielfältigte Triumphe? — Ottens Muth und Geistesstärke wurden früh geprüft. Die Zwietracht, die unter Heinrich I. geflohen war, stand wieder auf, und schüttelte im Innern des Vaterlandes ihre Fackel. Arnulf, Herzog in Baiern, starb (937); seine hinterlassenen Söhne sahen einen Jüngling auf dem deutschen Throne, und wähnten, ungestraft in die Rechte der Krone Eingriffe wagen zu können. Sie betrugen sich als eigenmächtige Herren, achteten Ottens Befehle nicht, der ihnen gebot, am königlichen Hofe der Sitte nach zu erscheinen. Eberhard, Arnulfs ältester

Sohn, riß eigenmächtig das Herzogthum Baiern an sich, gleichsam als wenn ein unbezweifeltes Erbrecht ihn dazu berechtigte. Aber in dem verachteten Jünglinge lebte der Geist Heinrichs auf; er sah, mit welcher Kühnheit schon manche Fürsten solche der königlichen Würde nachtheilige Unternehmungen gewagt hatten; und beschloß also, hier sein Ansehen zu behaupten, um nicht mehrere unruhige Köpfe durch unzeitige Nachgiebigkeit zu ähnlichen Eingriffen in die Hoheitsrechte des Königes aufzumuntern. Er nahm Eberharden das baierische Herzogthum; belehnte damit den bisherigen baierischen Pfalzgrafen Berthold, den Bruder des verstorbenen Herzogs, und zog selbst mit Heeresmacht (938.) nach Baiern, Bertholden zu unterstützen. Mit Unterwerfung beugte sich alles vor dem jungen Monarchen, nur Eberhard entfloh im Gefühle seiner Schuld, ward seiner Besitzungen beraubt, und verlor alle Ansprüche auf die Gnade seines Königes. Otto milderte die ernste Strenge durch Güte: Arnulf, des entflohenen Eberhards Bruder, ward Pfalz-

graf von Baiern, Graf von Scheyern und Wittelsbach, und so der Stammvater eines der ersten Fürstenhäuser Deutschlandes. Der trotzige Eberhard aber nannte sich noch immer einen Herzog; selbst der Pabst erkannte ihn dafür, und wichtigere Ereignisse hinderten den König, diesen Trotz zu ahnden.

Die Sachsen, stolz darauf, daß ihre Fürsten auf dem Throne saßen, und unter dem Könige Heinrich fast alle wichtige Stellen mit Sachsen waren besetzt worden, wollten die Gerichtsbarkeit keines andern Fürsten erkennen. Darüber grollten die Franken. Eberhard, der mächtigste Herzog dieses Volkes, dessen Bruder, Konrad, selbst König der Deutschen gewesen war, fand dadurch seinen Stolz so sehr beleidigt, daß zwischen ihm und Heinrichen, dem Bruder Ottens, gefährliche Mißhelligkeiten ausbrachen. Gereizt von Uebermuthe und Rachsucht, befehdete er einen Sächsischen Edeln, Breünig genannt, der in Thüringen beträchtliche Herrschaften besaß, und verbrannte dessen Stadt Elveri. Die Grosen der Sachsen und Franken nahmen

Theil an diesen Zwistigkeiten, und hoch flammte das Feuer des innerlichen Krieges. Da trat Otto mit der Gewalt des Königes dazwischen; verurtheilte Eberharden zu einer Geldstrafe von hundert Pfund, wofür er eine Anzahl Pferde liefern mußte; seine Anhänger aber mußten bis nach Magdeburg, wo der König damals sein Hoflager hielt, Hunde tragen. Als die Verbrecher ihre Strafe empfangen hatten, vergaß Otto das Verbrechen; er verzieh ihnen, beschenkte sie königlich, und ließ sie in Frieden in ihre Heimat ziehen. Allein Wohlthaten machen nicht immer auf das menschliche Herz Eindruck; oft sieht sie der Uebermuth als Spott an, und ein verderblicher Stolz erstickt jede Regung der Dankbarkeit. Eberhard war freundlich und freygebig gegen seine Freunde und Anhänger; aber sein unbeugsamer Geist vertrug es nicht, einem Mächtigern unterworfen zu seyn. Durch herablassende Güte und verschwenderische Freygebigkeit fesselte er seine Gesellen, und diese gehorchten ihm allzeit, wenn er zu ähnlichen Unternehmungen sie aufrief. Es ist traurig

für die Menschheit, wenn Fürsten solche Erfahrungen machen; sie erzeugen Mißtrauen — Geringschätzung; und nicht selten bleiben heilsame Anstalten unvollendet, weil der so getäuschte Mächtige die Menschen überhaupt seiner Wohlthaten nicht werth hält. Wie groß also der Fürst, den Undank nicht abschreckt, für seines Volkes Wohl rastlos thätig zu seyn!

Schon dreymal hatte Otto das Schwert ziehen müßen, die Grausamkeit eines Tyrannen, die Kühnheit der Friedensstörer zu strafen. Otto hatte geglaubt, durch Güte seine Feinde entwaffnet zu haben; allein bald schlich sich die Zwietracht in die königliche Familie ein, und rief Ottens Feinde auf, an dem Streite Theil zu nehmen. Es starb nämlich ein gewisser Siefrid, und Thankmar, des Königs Halbbruder, machte Ansprüche auf dessen hinterlassene Grafschaft, weil seine Mutter, die von Heinrich I. geschiedene Hatburg, eine Schwester von Sifrieds Mutter war. Allein Otto gab die erledigte Grafschaft dem Feldherrn Gero, der in dem Kriege mit den Slaven sich durch grose Thaten ausgezeichnet

hatte. Thankmarn kränkte der Verlust seines vermeinten Erbes so empfindlich, daß er gegen seinen Bruder sich öffentlich empörte. Der Fränkische Herzog Eberhard, noch eingedenk des erlittenen Schimpfes, ergriff freudig diese Gelegenheit, sich zu rächen, und verband sich mit Thankmarn. Beyde brachten eine ansehnliche Macht zusammen, stürmten und eroberten die Festung Badalik an der Ruhr in der Grafschaft Mark. Hier fanden sie Heinrichen, des Königs Bruder, den sie, gleich einem niedrigen Sklaven, gefangen fortführten, und die Stadt der Plünderung Preis gaben.

Durch das Gelingen dieses ersten Versuches trotziger geworden, bemeisterten sich nun die Empörer der Stadt Ehresburg, verheerten und brandschatzten ganz Westphalen. Eberhard aber behielt den gefangenen Heinrich bey sich. Ungern ergriff der gütige Otto die Waffen gegen seinen Bruder; allein da die Sachen eine so gefährliche Wendung nahmen, sah er sich gezwungen, zu gewaltsamen Mitteln zu schreiten. Er näherte sich mit einem zahl-

reichen Heere der Stadt Ehresburg. Als die Bürger die Ankunft des Kaisers vernahmen, waren Thankmars Ermahnungen und Aufmunterungen zur Gegenwehr fruchtlos; sie öffneten die Thore, und ergaben sich. Der unglückliche Thankmar flüchtete sich in die Peterskirche, wo er, verlassen von den Seinigen, seine Waffen und sein Wehrgehänge auf den Altar legte, neben demselben, blos mit seinem vergoldeten Schilde bewaffnet, stehen blieb, und von den eindringenden königlichen Soldaten getödtet wurde. Otto beklagte das Schicksal seines Bruders; ließ aber über dessen vornehmste Anhänger Gericht halten, und sie nach den Fränkischen Gesetzen hinrichten.

Die Nachricht von dem traurigen Ende Thankmars erschütterte den rebellischen Eberhard; und als er erfuhr, daß viele seiner Soldaten von ihm abgefallen wären, und bereits einige seiner Städte sich dem Könige ergeben hätten, sank sein Muth so tief, daß er dem gefangenen Heinrich zu Füßen fiel, und ihn um Gnade bat. Heinrich verzieh ihm, und bald darauf erschien der Erzbischoff

Friedrich von Mainz als Abgeordneter Ottens, um mit Eberharden in Friedensunterhandlungen zu treten, wozu sich dieser jezt gern verstund. Der Erzbischoff versprach ihm gänzliche Vergebung, und nun stellte er sich am Hoflager des Königes ein, wo der Prinz Heinrich schon angelangt war. Otto begegnete ihm mit Güte, und verbannte ihn blos zum Schein einer Strafe einige Zeit nach Hildesheim, und gab ihm dann seine vorige Würde wieder. Allein der stolze Eberhard betrachtete dies als eine schimpfliche Beleidigung; der Erzbischoff glaubte sein gegebenes Wort wäre dadurch gebrochen, und beyde waren von der Zeit an immer die ersten, die gegen Otten aufstanden, wenn Mißvergnügte sie einluden.

Die Güte des Königes bestärkte die Verwegenheit dieses übermüthigen Fürsten, und Otto, der einen Feind gewonnen zu haben glaubte, sah sich abermals getäuscht. Eberhard reizte den Prinzen Heinrich zum Aufruhr wider seinen Bruder, welches ihm bey diesem hochmüthigen jungen Fürsten nur zu gut gelang.

Heinrich dünkte sich besser als Otto. Unterstützt von seiner Mutter hatte er schon Ansprüche auf die Krone unter dem nichtigen Vorwande gemacht: Sein Vater wäre nur Herzog gewesen, als Otto geboren worden; Er aber wäre von einem Könige gezeugt.

Der stolze Heinrich ging rasch zu Werke, und äusserte bald (939.) seine feindlichen Gesinnungen gegen seinen König und Bruder. Schwindelnd von hochfliegenden Planen und entflammt von Herrschbegierde gab er zu Saalfeld ein prächtiges Mahl, wozu viele sächsische Grose waren eingeladen worden; und da er Macht und Ansehen hatte: brachte er fast alle durch kostbare Geschenke auf seine Seite. Nach dem Rathe der Meisten besetzte er seine haltbaren Orte in Sachsen und Thüringen, und begab sich nach Lothringen zu dem Herzoge Giselbert, den Eberhard ebenfalls in sein Interesse gezogen hatte. Diese beyden täuschten den Prinzen mit der Hoffnung zum königlichen Throne; beyde wollten ihn aber blos zum Werkzeuge brauchen, den König zu stürzen, und dann sich auf den Thron zu schwin-

gen *). Unglaublich schien Otten das Gerücht von diesen Begebenheiten, und es that seinem Herzen wehe, abermals gegen einen Bruder zu Felde ziehen zu müssen. Er rückte vor Dortmund (Tremonien) um es zu belagern; allein die Erinnerung an des unglücklichen Thankmars Schicksal war noch nicht erloschen; die Besatzung wagte es nicht, den König zu erwarten; sie räumte daher in Eile die Stadt und überließ solche dem Könige. Otto folgte seinem Bruder und führte sein Heer bis an die Ufer des Rheines. Die Verschwornen griffen ihn an, als noch der größte Theil seines Heeres jenseits des Flusses war. Aber Ottens Geistesgegenwart und die Beweise seiner persönlichen Tapferkeit entflammten den Muth seiner Krieger. Heinrich und seine Bundesgenossen wurden bey Bürich im Clevischen auf das Haupt geschlagen, und jener selbst verwundet. In Sachsen erscholl sogar das Gerücht, Heinrich wäre geblieben, und alle seine Städte fingen an zu wanken. Er floh

*) *Luitprand de reb. gest. Imperat. L. IV. C. 9. & 10.*

daher nach Sachsen, um den sinkenden Muth seiner Anhänger zu beleben; aber Otto eilte ihm nach, und schloß ihn in Merseburg ein, wohin er nur mit neun Gewaffneten gekommen war. Der König ließ ihn endlich mit der Bedingung frey, innerhalb dreyßig Tagen Sachsen mit allen seinen Anhängern zu räumen; jedem von seiner Parthey sollte es indessen frey stehen, zum Könige überzugehen *).

Heinrich verließ Sachsen, und ging abermals nach Lothringen zurück. Allein bald erschien auch der wachsame Otto dort, und belagerte Kievermont, wo der Herzog Giselbert selbst sich befand; doch fand dieser Gelegenheit zu entkommen, und der Ort war zu fest, so daß des Königs Anstrengungen, ihn zu erobern, fruchtlos waren.

Bisher hatte das Glück Otto'n begleitet; überall waren seine Feinde gewichen; allein jezt schien es ihn zu verlassen; und hätte Otto nicht in sich selbst alle Hilfsmittel gefunden, er würde verloren gewesen seyn. Seine

*) Struv. *Period. V.* 2. Absch. §. 10.

Feinde brachten den König Ludwig von Frankreich (d'outre mer) dahin, zu ihrer Parthey zu treten. Sie schmeichelten ihm mit der Hoffnung, Lothringen zu erobern, und Ludwig fiel in das Elsaß ein. Otto gab daher die Belagerung von Kievermont auf, verstärkte sein Heer mit neuen Völkern und rückte vor Breysach. Aber auch hier ging es nicht nach seinem Wunsche. Eberhard, Giselbert und Heinrich setzten bey Andernach über den Rhein, und verwüsteten alles, um den König zu zwingen, von Breysach abzuziehen. Sie erreichten zwar ihre Absicht nicht; allein ihre Parthey ward täglich stärker. Der Erzbischoff Friedrich von Mainz, der noch nicht vergessen hatte, daß Otto einst die Gerechtigkeit höher hielt, als das im Namen des Königes von einem Erzbischoffe eigenmächtig gegebene Versprechen, und der Bischoff Rudhard von Strasburg verliesen heimlich das Lager, und eilten nach Metz, um sich mit den Mißvergnügten und Empörern zu vereinigen. Der getäuschte Heinrich glaubte, die versammelten Fürsten würden ihn nun zum Könige wählen; allein

dazu war eigentlich der treulose Eberhard bestimmt.

Otto sah sich jezt beynahe von allen verlassen, die ihm mit innigster Dankbarkeit hätten ergeben seyn sollen; klein war die Anzahl der Treugebliebenen, und diese gaben die Sache ihres Königes verloren. Muthlosigkeit herrschte im königlichen Lager; die Krieger sahen die verzweifelte Lage ihres Monarchen, sie suchten ihn zu bewegen nach Sachsen zurückzugehen; sie stellten ihm vor, es wäre besser mit verstärktem Heere wiederzukommmen, als schimpflich zu fliehen. Aber Otto stand unerschüttert in den Stürmen des Schicksals; mit hohem Muthe trat er unter seine verzagenden Getreuen: "Seyd nicht so kleinmüthig, sprach „er, ist unsere Zeit gekommen, so werden „wir als Helden sterben, und unsern Ruhm „nicht durch eine schändliche Flucht brandmar„ken. Es ist besser, für die gerechte Sache „zu sterben, als durch Feigherzigkeit sein „Leben zu retten *)." Diese Fassung, diese

*) *Luitprand L. 4. C. 14.*

Unerschrockenheit Otto's that Wunder; neuer Muth belebte sein schwaches Heer; es war bereit, für die Sache seines Königs zu sterben. Fast immer wird die Verrätherey durch sich selbst gestraft; dies war auch hier der Fall. Die Verwandten Eberhards waren Otto's treueste Anhänger. Diese stritten für den rechtmäsigen König, für den biedersten, edelsten Fürsten, indessen sein Schwager und Bruder seinen Untergang suchten. Bey der Belagerung von Badalik ward von Eberhards Leuten der Graf Gebhard, ein Sohn von Udo, dem Bruder des Herzogs Hermann in Schwaben, ermordet. Der Tod dieses jungen Herrn entzweyte die fränkische Fürstenfamilie *); Udo, und Konrad, der Weise, Graf von Worms, sahen nun in Eberharden nichts, als einen Empörer, der Freunde und Verwandte nicht schonet, und jeden blos zum Werkzeuge seiner schändlichen

*) Interfectus est autem ibi Gevehardus, Udonis filius, fratris Hermanni Ducis; ob cujus necem, Deo omnia ordinante, Duces Francorum inter se divisi sunt. *Witichind L. 2.*

Absichten brauchet. Sie verliesen den Verräther, weihten ihre Dienste dem beleidigten Könige, und gaben ihm von der Zeit an bey jeder Gelegenheit Beweise ihres Edelmuths, und ihrer Tapferkeit.

Otto schickte nun seine Freunde an den Rhein, die Herzoge Eberhard und Giselbert zu beobachten. Allein sie wagten es nicht, die Feinde anzugreifen; diese zogen also mit unermeßlicher Beute beladen zurück, und Udo und Konrad folgten ihnen von ferne. Plötzlich erhielten sie aber die Nachricht, Eberhard und Giselbert wären im Begriffe wieder über den Rhein zu gehen: sie eilten daher mit der größten Schnelligkeit an das Ufer des Rheines bey Andernach, und trafen noch einen Theil der feindlichen Macht diesseits an, wobey Eberhard und Giselbert selbst sich befanden. Die Schlacht begann, ehe die Feinde einen Ueberfall vermutheten. Ederhard focht mit verzweifelndem Muthe; allein der Augenblick war gekommen, wo sein Meineid sollte bestraft werden. Er fiel unter den Schwertern der Rächer der beleidigten Majestät, und der verspot-

spotteten Güte seines Königes. Giselbert wollte sich in einem Schiffe retten; allein es sprangen so viele hinein, daß es sank, und er in den Wellen des Rheines ertrank. Wer sich nicht ergab, ward niedergehauen (939). Als diese wichtigen Ereignisse durch den Ruf verbreitet wurden, ergriff Todesschrecken Otto's Feinde. Breysach öffnete seine Thore, die Lothringer wurden bezwungen, und Heinrich legte reuig die Waffen zu den Füssen seines tiefgekränkten Bruders. Otto, groß durch den Erfolg, gröser noch durch seinen Muth, stand nun hehr und mächtig da; seine Feinde zitterten vor dem Ausbruche seines Zorns; aber Otto hatte keine gemeine Seele, die Beleidigungen nie vergißt. Liebevoll umarmte er den zurückkehrenden Bruder, mit dem er sich durch Vermittlung seiner Mutter Mathilde aussöhnte (940.), und ihm einige Besitzungen in Lothringen anwieß. Er verzieh den Lothringern, bestättigte Giselberts hinterlassenen Sohn, als Herzog, und ernannte den Grafen Otto von Verdun zu dessen Vormunde. Zu gleicher Zeit unterwarf sich auch

Konrad, König von Burgund, Otto'n und dem deutschen Reiche *).

So glücklich endigte sich dieser Krieg, der für den König so traurig hätte werden können. Otto's Ruhm breitete sich immer weiter aus, seine Macht ward immer gröser und furchtbarer; allein er brauchte sie nicht als Eroberer, man sollte ihn lieben, nicht vor ihm zittern — dies war sein Wunsch. Durch Wohlthaten suchte er seine Feinde zu fesseln, nicht durch Uebermacht. In Lothringen starben der junge Herzog und dessen Vormund Otto. Der König gab daher das erledigte Herzogthum seinem Bruder Heinrich, zum Beweise, daß in seinem Herzen kein Groll zurückgeblieben wäre. So groß auch Otten's Güte war, artete sie doch nie in Schwäche aus; er folgte zwar bey jeder Gelegenheit dem Drange seines edeln Herzens, wohlzuthun; allein in seiner Seele war das Gefühl seiner Würde gleich stark, und sein Zorn traf den Verwegenen, der unedel genug war, auf diese Güte zu sündigen. Dies

*) Struv. *Period. V.* 2. Absch. §. 12. S. 184.

bewies Otto damals, als Ludwig der Westfranken König sich mit seinen Feinden vereinigte. Sein Untergang schien unvermeidlich, weil viele Vornehme theils die Heeresfolge nicht mehr leisten wollten, theils zu seinen Gegnern übergingen. Damals befand sich bey seinem Heere ein mächtiger Graf, der die kritische Lage des Königes nützen wollte, und die Abtey Lorsch mit ihren Gefällen von ihm begehrte; indem er glaubte, Otto müßte in diesem Augenblicke alles bewilligen. Aber Otto entehrte seine Würde und sich selbst nicht durch unwürdige Nachgiebigkeit. "Man muß Gott „eher gehorchen, als den Menschen", sagte er zu dem vermessenen Grafen im Angesichte der ganzen Armee; "nie werde ich die Güter der „Kirche entweihen, und sie Layen hingeben. „Auch weiß ich sehr wohl, daß du dies nicht „als eine Gnade von mir begehrtest, son„dern daß du mir droheſt, mich ebenfalls zu „verlassen, wenn ich dein Begehren nicht „erfülle. Aber ich schwöre dir, der du so „kühn ungerechtes Gut foderst, hier vor mei„nen Getreuen, daß du weder dies, noch

„sonst

„sonst etwas von mir erhalten wirst. Willst „du mir nicht mehr dienen, so geselle dich zu „den andern Verräthern, und du wirst mich „nicht bald genug verlassen können.“ — Beschämt stand nun der stolze Graf vor dem erhabenen Könige, und fühlte tief, wie unedel er gehandelt habe. Er stürzte zu seinen Füssen, bekannte sich schuldig und flehte um Gnade *).

Ruhmvoll ist es, unter einem solchen Fürsten zu kämpfen, der Güte mit strenger Gerechtigkeit so glücklich verbindet! Er schlug, wie bereits ist erzählt worden, die Empörer; fiel darauf in Frankreich ein, und zwang den König Ludwig Frieden zu machen (942). Ludwig verkannte länger nicht den deutschen König; er schloß ein Bündniß mit ihm, und vermählte sich sogar mit Gerbergen, der Schwester Otten's und Wittwe Giselberts. Otto liebte die Menschen; auch wiederholte Proben von Undank und Treulosigkeit verschlossen sein Herz nicht; Mißtrauen war seinem erhabenen Geiste

*) *Luitprand L. 4. c. 15. p. 85.*

fremd. Der Prinz Heinrich hatte schon einmal die Erfahrung gemacht, und sollte sie zu seiner Beschämung abermals machen. Er hatte den Plan, sich einst auf den Thron der Deutschen zu schwingen, noch nicht aufgegeben, und seine grenzenlose Begierde zu herrschen verleitete ihn, die herzliche brüderliche Güte Ottens mit dem schändlichsten Undanke zu erwiedern. Denn ungemäßigte Leidenschaft erstickt jedes gute Gefühl, und der Mensch sinkt von seiner angeborenen Würde zum Ungeheuer herab.

Während des innern Krieges, den Otto mit seinem Bruder führte, empörten sich die Slaven und entrichteten den Tribut nicht mehr, welcher immer unter jenes Heer war vertheilt worden, das die Grenzen gegen diese Barbaren schützen sollte. Die Soldaten wurden daher aufgebracht gegen ihren Feldherrn Gero, und verlangten von dem Könige Entschädigung. Allein Otto war ganz auf der Seite des Feldherrn, und zeigte sich nichts weniger als willfährig, das Verlangen dieser Grenzvölker zu

erfüllen, die etwas als ein Recht foderten, was im Grunde blos eine Gnade des Königes war, und der jezt ihre Foderung nur zum Nachtheile des Staates hätte befriedigen können. Unmuthig über diese Verweigerung kehrten sie ihren Haß nun selbst gegen den König. Heinrich, der von den störrischen Lothringern war verjagt worden, erfuhr nicht sobald diese Gährungen, als sein unseliger Stolz und seine Herrschsucht von neuem erwachten. Otten's Kriegsheer war durch die bisherigen Feldzüge geschwächt, und es schien Heinrichen ein Leichtes, die sich gekränkt glaubenden Sachsen in sein Interesse zu ziehen. Einverstanden mit diesem unnatürlichen Bruder beschlossen sie also, den König bey der Feyer des Osterfestes (941.) zu ermorden, und Heinrichen als deutschen König auszurufen. Dieser schändliche Anschlag ward kurz vor dem Feste dem Könige entdecket, welcher nun Tag und Nacht seine treue Leibwache bey sich behielt, und mit anscheinender Ruhe und Gleichmüthigkeit das Fest mit gewöhnlicher Pracht und Majestät feyerte. Indessen war doch dies Betragen seinen Feinden

aufgefallen *), und auch gleich nach den Feyerlichkeiten brach das Ungewitter über sie aus. Hermann, Udo, und Konrad der Rothe, fränkische Edle, die Otto'n damals am meisten ergeben waren, nahmen plötzlich die Verschwornen gefangen, die nach der Grösse ihres Verbrechens gestraft wurden. Einer der ersten war Erik, ein heldenmüthiger und sonst vortrefflicher Mann; als er sah, daß die königlichen Soldaten sich näherten, erwachte in seiner Seele der Gedanke an seine vorigen Thaten und seinen ehemaligen Ruhm; er beschloß eher zu sterben, als sich zu ergeben. Gewaffnet stieg er zu Pferde, und kämpfte gegen die überlegene Menge, bis er von einem Wurfspieße getroffen niederstürzte **).

Heinrich ward nach Ingelheim in's Gefängniß gebracht. Er fand zwar Mittel (942.) zu entkommen; unterwarf sich aber auf dem

*) Fidelium militum vallatus manu die ac nocte, nihilque decoris vel majestatis regiae coram populo ea Solennitate minuens, nimium hostibus intulit timorem. *Witichind L. 2. p. 31.*

**) *Witichind L. c.*

Reichstage zu Frankfurt *) seinem Bruder, vor dem er bittend in demüthiger Gestalt erschien. Willig verzieh ihm der gütige Otto, und gab ihm sogar das Herzogthum Baiern, da der bisherige Herzog Berthold gestorben war. Diese unerwartete beyspiellose Großmuth rührte endlich Heinrichs Herz; mit Abscheu dachte er an seine verrätherischen undankbaren Unternehmungen; er verwünschte seine schändlichen Plane; Dankbarkeit und Bruderliebe verdrängten aus seiner Seele jeden unedeln Gedanken, und ketteten ihn unauflöslich an den erhabenen Otto, den er nun eben so sehr liebte, als er ihn vorher gehaßt hatte. Schöner ist ein solcher Sieg über Herzen, als der Lorber, errungen mit dem Tode von tausenden! Wir werden in der Folge Gelegenheit finden, Otte'n dieser Großmuthwegen noch mehrmal zu bewundern; allein mit dieser Tugend vereinigte er noch andre, die ebenfalls von seinem edeln Herzen zeugen. Gewissenhaft

*) Struv. *L. c.* §. 13.

haft erfüllte er die eingegangenen Verträge und Bündnisse; er war fest und beharrlich in der Freundschaft; denn der Prunk des Königes hatte dies süße Gefühl in seiner edeln Seele nicht erstickt. Ludwig von Frankreich hatte Frieden mit Otto'n gemacht; und der offene, freymüthige, biedere deutsche König gab sich ihm mit ganzer Seele hin, und bewieß ihm bald darauf, wie bereitwillig er wäre, die heiligen Pflichten eines Freundes zu erfüllen. Ludwig rief ihn um Hilfe an gegen Richarden, Herzog von der Normandie, und den Grafen Hugo von Paris. Diese hatten ihn in Gefangenschaft gehalten, und ihm nur unter kränkenden Bedingungen die Freyheit wieder gegeben. Otto säumte nicht, und zog als ein treuer Bundesgenosse mit einem zahlreichen Heere nach Frankreich. Ludwig vereinigte sich mit seinem Freunde Otto. Die ersten Unternehmungen waren glücklich; er belagerte selbst den stolzen Grafen Hugo in Paris. Otto würde Ludwigs Feinde ganz besiegt haben, wenn er dem Rathe des Grafen von Flandern nicht gefolgt wäre. Dieser überredete ihn,

Rouen zu belagern: allein diese Stadt war so wohl befestigt, die Gegenwehr der Bürger so muthig und der Winter so streng, daß er unverrichteter Sache davon abziehen mußte, nachdem er die übrigen eroberten Städte dem König Ludwig eingeräumt hatte. Diese fruchtlose Belagerung hatte Zeit weggenommen; Otto's Soldaten waren abgemattet; die Feinde hatten in diesem Zwischenraume ihre Kräfte gesammelt, um Otto'n, der sich zu weit in das Land seiner Feinde gewagt hatte, den Rückzug zu erschweren, oder ihn ganz zu verderben. Der König würde ungehindert nach Deutschland haben ziehen können, wenn er jenen Grafen von Flandern dem Herzoge von der Normandie ausgeliefert hätte: aber alle Gefahren konnten Otto'n nie bewegen, etwas zu thun, was seinen Ruhm befleckt hätte; er verwarf diesen Vorschlag mit Abscheu. Der Graf von Flandern aber erfuhr, was man dem Könige in Betreff seiner vorgeschlagen hatte; er glaubte sich verrathen, und beschloß, sich in der folgenden Nacht von dem verbundenen Heere der beyden Könige zu trennen.

Indessen konnte dies nicht unbemerkt geschehen; Bestürzung und Schrecken ergriffen die königlichen Soldaten; Otto war nicht mehr im Stande, sie aufzuhalten; sie flohen; der König mußte dem reißenden Strome folgen, und erreichte auf diese Art die sächsischen Grenzen wieder. Otto hatte gegründete Ursache, sich über seine Bundesgenossen zu beklagen; er hätte den Bund zerreissen können, und wer würde ihn getadelt haben? Allein der biedere Otto ehrte sein einmal gegebenes Fürstenwort, und war nach wie vor der Freund des Königes Ludwig. Er brachte zwischen ihm und seinen Feinden einen Vergleich zu Stande; suchte ihren Zwistigkeiten durch die Aussprüche verschiedener Kirchenversammlungen ein Ende zu machen, und als dieses nicht gelang: sandte er (950.) den Herzog Konrad von Lothringen mit einem Heere nach Frankreich. Hugo, die Macht Ottens und die Tapferkeit der Deutschen fürchtend, ließ es nicht auf das Aeusserste kommen; sondern machte nach dem Wunsche des Königes Frieden, und blieb auch von nun an den geschlossenen Verträgen getreu.

Bey allen diesen Unternehmungen hatte Otto nicht den geringsten Vortheil gehabt. Er hatte im Gegentheile mit Gefahren zu kämpfen, sein Heer war geschwächt, seine Kasse erschöpft worden: allein als er dem Könige Ludwig zu Hilfe eilte, bestimmte ihn blos sein gegebenes Wort; er sah nicht auf Vortheile, dachte nicht an Vergrößerungen seiner Macht, verlangte bey dem endlichen Friedensschlusse nichts zur Entschädigung; er hatte seine Pflicht als Freund und Bundesgenosse des französischen Königs pünktlich erfüllt; er hatte den Frieden zurückgeführt, und das Ziel seiner Wünsche erreicht. Ein erhabenes und seltenes Beyspiel der Uneigennützigkeit! würdig allen Fürsten der Welt zur Nachahmung vorgestellt zu werden!

Die bisher erzählten Begebenheiten betrafen meistens Otten allein; allenthalben hatte er seine Würde mit Edelmuthe behauptet, allenthalben sich Ruhm erworben. Nun werden wir ihn in neuen Verhältnissen sehen; an den folgenden Ereignissen hatte auch Deutschland Theil; Otto kämpfte für die Sicherheit, für

die Ehre seines Volkes; glänzend waren seine Thaten, sie haben seinen Namen verewigt.

Unter den Feinden Deutschlandes waren auch die Hunnen. Sie waren um so schrecklicher für jedes Land, in das sie einfielen; weil diese unstäte Nation jeden ihrer Schritte mit Blut und Verwüstung bezeichnete. Heinrich der I. hatte sie zwar kurz vor seinem Tode gänzlich geschlagen; allein sie glaubten, mit Heinrichen wäre auch der deutsche Muth gestorben; sie achteten des Jünglings nicht, der auf dem Throne saß, und kamen schon im Jahre 937 wieder zurück. Geschlagen in Franken strömten sie (938.) nach Sachsen, und lagerten sich an der Bode. Aber sie erlitten bey Stiedernburg eine so schreckliche Niederlage, daß sie nie wieder nach Sachsen kamen *). Sie zogen darauf durch Franken und Allemanien, und verwüsteten alles; setzten bey Mainz über den Rhein, drangen bis an den Ozean, verheerten Gallien und Burgund, und kehrten

*) Struv. deutsche Reichshist. Period. V. 2. Absch. §. 16. S. 186.

durch Italien in ihre Heimath zurück. Im Jahre 944 fielen sie in Baiern ein; allein der Herzog Berthold erschlug mit Hilfe der Karnthner ihrer eine ungeheure Anzahl *).

Man hätte denken sollen, die Hunnen würden durch diese Siege der Deutschen von neuen Anfällen abgeschreckt worden seyn; allenthalben wurden sie geschlagen; allein dies räuberische Volk hatte keinen andern Zweck, als zu plündern und zu morden; sie eilten wie Wetterwolken vom Sturme getrieben fort; von stehenden Heeren wußte man damals noch nichts, und ehe die Fürsten ihre Dienstleute und Vasallen versammeln konnten, hatten die Hunnen schon alles verwüstet, alles ausgeraubt, und verloren also nichts, wenn sie den Deutschen weichen mußten. Sie kamen daher (955.) abermals nach Deutschland. Schrecken ging vor ihnen her, und Jammer bezeichnete die Spuren ihres Zuges. Unzählbar war ihre Menge. "Der Himmel muß sich öffnen, „sagten sie mit Uebermuthe," oder die Erde

*) Struv. *l. c.*

„uns verschlingen, wenn wir überwunden
„werden sollen.“

Otto hörte den Aufruf seines unglücklichen Vaterlandes, das um Rettung ihn anflehte. Er brachte ein kleines Heer zusammen und zog nach Augsburg, das die Hunnen belagerten. Das kleine Häufchen bebte bey dem Anblicke der furchtbaren Macht der Barbaren; aber Otto bebte nicht. Er weckte ihren Muth durch eine Rede voll Vaterlandsliebe und Gröse; er schmeichelte ihren Hoffnungen durch Versprechungen; durch Aussichten auf Belohnungen in jenem Leben *) entzündete er in ihrer Brust einen Enthusiasmus, der sie die Anzahl ihrer Feinde vergessen machte. Er selbst bereitete sich durch die heiligste Handlung der christlichen Religion zur Schlacht, und gelobte feyerlich, wenn Gott ihm den Sieg über die Feinde des Vaterlandes verleihen würde, zur Ehre des Heil. Laurentii ein Bißthum zu Merseburg zu stiften. Wehe dem verworfenen Spötter, der über die Frömmigkeit des grosen

*) *Hist. Martisburg.* 2. B. S. 21.

Königes die Nase rümpfet! Der heldenmüthige Otto verdient allein dadurch die Bewunderung der Nachwelt: Er fühlte Kraft in seinem Arme, Gröse und emporschwebenden Muth in seiner Seele; er kannte die Tapferkeit seiner Krieger, und dennoch ließ ihn der Stolz nicht vergessen, den allmächtigen Lenker der Dinge um Beystand anzurufen. Muthig griff er nun die Barbaren an. Sein kleines Heer war beynahe umringt, Tod und Verderben drohten von allen Seiten. Da riß sich Otto aus dem Gewühl hervor, und that Wunder der Tapferkeit, daß die Feinde bebend staunten, seine biedern Deutschen, entflammt vom Beyspiele ihres grosen Königes, neuen Muth faßten, und über die Barbaren einen so glänzenden Sieg erfochten, daß die Geschichte kaum ein zweytes Beyspiel davon aufweißt. Tausende der fliehenden Hunnen ereilte der Tod im Lechflusse, über welchen sie setzen wollten. Ihr Verlust war an dem Tage so groß, daß sie es nie mehr wagten, nach Deutschland zurückzukommen. Durch diese That verdiente Otto den Namen Vater des Vaterlandes, den

ihm nach der Schlacht das ganze Heer zurief *). Siegreich zog er nach Sachsen, und überall ward er empfangen, wie ein geliebter Vater, der zu seinen Kindern zurückkehrt. Unsre deutsche Jugend kennt den Sieger am Granikus und bey Arbela; sie weiß von der pharsalischen Schlacht zu erzählen; das junge Herz pocht lauter bey der Erzählung von den Thaten der Vorzeit; ich selbst staunte einst vor der Gröse des Helden, der am Thrasimenischen See und bey Cannä über die Gebieter der Welt triumphirte: aber der deutsche Jüngling kannte den Sieger am Lechflusse, den Erretter des Vaterlandes nicht, obgleich er die deutsche Geschichte studiren mußte. Wann werden die Deutschen einmal aufhören, ungerecht gegen ihre Väter und sich selbst zu seyn?

Deutschlandes Grenzen wurden seit mehrern Jahren von den Slaven, Obotriten und Wenden beunruhigt. Otto hatte den Feldherrn Gero an die sächsischen Grenzen geschickt, um sie gegen die Anfälle dieser Barbaren zu schützen.

*) *Witichind L. 3. p. 43.*

Sie schwuren Gero'n den Tod; allein er erfuhr ihre Anschläge, und tödtete in einer Nacht dreyßig ihrer Fürsten, †) nachdem er sie vorher bey einem herrlichen Gastmahle berauscht hatte *); schlug hernach die Barbaren selbst, und unterwarf alles bis an die Grenzen Pohlens dem deutschen Könige. Aber Gero war zu schwach, ihnen allein zu widerstehen. Die Obotriten empörten sich, und schlugen den königlichen Feldherrn Haiko, der selbst dabey umkam. Während des Krieges mit den Hunnen empörten sich die Slaven abermals. Endlich reizte sogar der Graf Wichmann, den Otto als eine elternlose Waise an Kindesstatt angenommnn und königlich erzogen hatte, die Redarier (Wenden) zum Aufruhr; weil der König ihm seinen Bruder Hermann Billung bey Besetzung der Feldherrnstelle vorgezogen

---

†) Die Schriftsteller, welche diese That Gero's mit dem Hasse und der Verachtung, womit man damals die meineidigen Slaven verfolgte, entschuldigen, bedenken nicht, daß Verrätherey in keinem Falle zu entschuldigen ist.

*) *Witichind L. 2. p. 27.*

hatte. Der Undankbare führte selbst die Barbaren an, welche überall Denkmäler ihrer wilden Grausamkeit zurückließen. Aber der Rächer dieser Schandthaten säumte nicht. Der sieggewöhnte Otto erklärte den treulosen Wichmann als Verräther des Vaterlandes, rückte in die Länder der Barbaren, und ließ ihnen Verzeihung anbieten, die aber ihr übermüthiger Führer Stoinesgero mit Verachtung verwarf. Otto griff also die Slaven an, schlug und zwang sie nachher, die christliche Religion anzunehmen, und unterwarf bis an die Oder alle slavische Völker seiner Oberherrschaft. Otto vergaß nie, bey so glücklichen Ereignissen, dem Ewigen von seiner Gottesfurcht und Verehrung sprechende Beweise zu geben; denn gleich nach diesem Kriege stiftete er die Bißthümer zu Havelberg und Brandenburg. Auch der undankbare Wichmann fand Gnade vor dem gütigen Otto.

So unermüdet auch Otto war, Deutschlande einen dauerhaften Frieden zu verschaffen, und so glücklich er auch bisher die Feinde des Vaterlandes gedemüthigt hatte: so mußte er

doch abermals die Waffen ergreifen, einen abtrünnigen Vasallen zur Ruhe und zu seiner Lehenspflicht zurückzubringen. König Heinrich I. hatte sich die Dänen unterworfen, und nach Schleswig einen Markgrafen gesetzt. Allein unter Otten's Regierung sagten die Dänen dem deutschen Könige den Gehorsam auf, erschlugen den königlichen Markgrafen und Gesandten bey Heideba, und ermordeten alle Sachsen, die unter Heinrichen sich dort niedergelassen hatten. Otto zog, den Tod seiner getreuen Sachsen und die beleidigte Majestät des deutschen Königes zu rächen, (948.) gegen die sonst so sehr gefürchteten Dänen aus. Nichts konnte ihm widerstehen; die ganze Halbinsel Jütland unterwarf sich dem grosen Sieger, und er drang unaufhaltsam bis an das Meer, das Dänemark von Norwegen trennet, und noch jezt von ihm den Namen Ottensund führet. Auf seinem Rückzuge kam ihm endlich der dänische König Harald bey Schleswig entgegen, und es ward eine blutige Schlacht geliefert. Otto siegte. Harald mußte sich unterwerfen, sein Reich von dem deutschen

Könige als ein Lehen empfangen, und die christliche Religion annehmen. Harald, nebst seiner Gemahlin Gunhild und seinem kleinen Sohne wurden getauft, und Otto war der Pathe des jungen Prinzen. Um die christliche Religion noch mehr auszubreiten, stiftete er in dem diesseitigen Danien zu Schleswig, Ripen und Aarhuus Bißthümer *).

Otto, der durch seine Thaten schon groß war, wurde auch noch vom Glücke begünstigt; alles vereingte sich, ihn mächtig und furchtbar zu machen. Der Herzog Berthold von Baiern starb (947.): Otto gab das erledigte Herzogthum seinem Bruder Heinrich. Hermann, Herzog von Schwaben, bat ihn selbst, seine einzige Tochter Ida mit dem königlichen Prinzen Luidulf zu vermählen, und ihn zu seinem Nachfolger zu ernennen **). Seinem Toch-

*) Struv. Period. V. §. 18. S. 187.

**) Videns autem rex filium suum Luidulfum virum factum, dedit ei conjugem divitiis ac nobilitate claram ducis Herimanni filiam nomine Idam. Quam quum accepisset, in brevi post haec socer moritur, cum ducatu omni ei omni ei possessione relicta. *Witichind L. 3. p. 35.*

termann, Konrad dem Weisen, Herzoge der Franken, der ihm seine Treue in dem Kriege mit dem verrätherischen Eberhard und dem Herzoge Giselbert von Lothringen so thätig bewiesen hatte, gab er das schöne Lothringen, und brachte also dadurch die wichtigsten und schönsten Provinzen Deutschlandes an sein Haus. Daraus könnte man folgern, Otto hätte gesucht die Grenzen seiner Macht zu erweitern, und die Alleinherrschaft von Deutschland an sich zu reißen; aber er bewies in der Folge, als er jene mächtigen Besitzungen freywillig von seinem Hause trennte, daß seine edle Seele Herrschsucht nicht kannte.

Dennoch hatte Otto Ehrgeiz; aber dieser Ehrgeiz war das Streben eines erhabenen Geistes nach Ruhm und Gröse, nicht Eroberungssucht. Er nützte vortheilhaft Gelegenheiten; aber lauter und rein waren die Beweggründe seiner Handlungen. Diese Bemerkungen erinnern an eine der glücklichsten Folgen seiner Klugheit, und eine der glänzesten Epochen seiner Gröse. Otten war es vorbehalten, die fast vergessenen Rechte der deutschen Könige

auf Italien und die Kaiserwürde wieder geltend zu machen. Sein Vater Heinrich hatte schon diesen Plan entworfen, an dessen Ausführung ihn der Tod hinderte. Otto'n waren die Umstände günstiger; durch Tapferkeit und Klugheit vollendete er ein Werk, das seinen Vorgängern zu schwer gewesen war.

Die lezten Könige Italiens waren Hugo uud Lothar; allein Berengar, Markgraf von Ivren, übte die königliche Gewalt aus; und als Lothar (950.) starb, schwang er sich unter dem Namen Berengar II. auf den Longobardischen Thron, und verübte ungescheut alle Laster *); man hegte sogar den Verdacht, er habe den König Lothar vergiftet. Um sich und seinem Geschlechte die königliche Krone zu versichern, wollte er Lothars Wittwe, Adelheid, eine Dame von ausserordentlicher Schönheit, Tugend und grosem Geiste, seinem Sohne Adalbert zur Gemahlin geben. Allein Adel-

*) Eo tempore usurpato imperio regnavit in Longobardia homo fortis & avarus, & qui omnem justitiam pecunia venderet, Berengarius. *Witichind L. 3. p. 35.*

heid verabscheute diese Verbindung; Berengar und Adalbert waren in ihren Augen hassenswürdige Tyrannen. Sie ward daher mit einer einzigen Magd in dem Schlosse Garda eingesperrt, und auf die unedelste Art behandelt. Es gelang ihr endlich mit Hilfe ihres Kaplans Martini zu entkommen, und nach Canossa zu flüchten *), wo Berengar sie drey Jahre vergeblich belagerte. Die bedrängte Fürstin kannte den deutschen König durch den Ruf; ihn rief sie um Hilfe an; sie bot ihm ihre Hand an und ihr Erbkönigreich. Otto, dessen Gemahlin Editha vor einiger Zeit gestorben war, folgte ungesäumt dieser Auffoderung. Er kam nach Italien, befreyte Adelheiden vom Drucke der Tyrannen, eroberte die Hauptstadt Pavia, ward als König von Italien ausgerufen, und vermählte sich allda mit der Königin Adelheit. Der Markgraf von Toskana und Konsul Alberich herrschte als Despot zu Rom: Otto fand es also noch nicht rathsam, nach Rom zu gehen,

*) Struv. *Period. V.* §. 20. S. 189.

gehen, und den Titel eines Kaisers anzunehmen, und ging daher mit seiner neuen Gemahlin (952.) nach Deutschland zurück. In Italien blieb der Herzog Konrad von Lothringen, um den Krieg mit Berengarn zu endigen.

Berengar hatte sich in eine Festung geflüchtet, wo ihn Konrad beobachtete. Durch kluge Unterhandlungen brachte es dieser endlich dahin, daß Berengar sich Otten gänzlich unterwarf, und sich entschloß, mit Konraden nebst seinem Sohne dem Könige nach Magdeburg zu folgen. Durch diese unerwartete Wendung, welche die Sachen nahmen, schien diese glänzende Eroberung gesichert, Otto's Ruhm vermehrt und Deutschlands Würde erhöht. Allein Otto, der sich mit soviel Mäßigung und Klugheit betragen hatte, ward abermals verkannt, und ein falscher Ehrgeiz, der sich beleidigt glaubte, erweckte ihm wieder Feinde. Nach Konrads Versicherungen durften sich Berengar und Adalbert eine gnädige Aufnahm versprechen. Sie wurden zwar zu Magdeburg als Fürsten empfangen; mußten aber in einem Gasthofe drey Tage harren, ehe

der König sie vorließ. Diese kleine Demüthigung, die nach aller Meinung von Adelheiden herrührte, erregte Besorgnisse wegen der Rache der Königin, und versetzte den Herzog Konrad in Bestürzung. Aber alle verkannten Otten und die edle Königin; sie verzieh Berengarn und Adalberten das ihr angethanene Unrecht; Otto beschied sie nach Augsburg zum Vergleiche, und belehnte sie auf das Neue mit Italien. Berengar und sein Sohn schwuren dem Könige ewige Treue und ewigen Gehorsam. So strafte Otto einen Tyrannen. Als er ihm den goldnen Zepter übergab, sagte er: " Seyd „mir gehorsam, wie meine übrigen Vasallen: „hütet euch, der Unterdrücker des Volkes zu „seyn, das ich euch anvertraue: seyd dessen „König, aber nicht sein Tyrann." Doch trennte der vorsichtige Otto die Mark Verona und Aquileja von Italien, die er seinem Bruder Heinrich übergab; und dadurch war ihm der Weg nach Italien immer offen.

Diese Güte des Königes könnte man als Schwäche, als einen Fehler gegen die Staatsklugheit ansehen. Man könnte den Vorwurf,

den ihm der Gesandte des arabischen Emirs in Spanien machte, daß er seine Eroberungen gleichsam leichtsinnig verschenkte, fast gerecht finden; man könnte sagen: Otto hätte den unruhigen Berengar aus Italien entfernen sollen; durch die Vertilgung der Tyrannen hätte man allen nachherigen Unruhen und Uebeln vorbeugen können; er würde ungestört in dem Besitze von Italien geblieben seyn, das er durch Tapferkeit erworben hatte, und jezt mit allen Vortheilen seiner Triumphe eben seinem gefährlichsten Gegner wieder einräumte. — Dies sind freylich die Grundsätze der Eroberer. Die Begierde, ihre Macht auszudehnen, und einst von der Nachwelt unter die Helden gezählt zu werden, erstickt in ihrer Seele die Stimme der Menschlichkeit und Güte; über Leichen steigen sie zum Tempel des Ruhm's hinan; der Held heißt den Menschen schweigen. Otto war kein Eroberer. Grosmuth und Uneigennützigkeit bezeichneten jede seiner Handlungen. Standhaft behauptete er die Rechte der deutschen Könige, aber nie brauchte er sie zum Vorwande, seine Herrschaft unrechtmäßiger

Weise zu vergrössern. Der zu seiner Pflicht zurückkehrende Empörer war ihm willkommen, er nahm ihn liebreich auf, und suchte ihn durch Wohlthaten sich eigen zu machen. Er hatte Gefühl für den Ruhm; er benutzte günstige Umstände mit groser Klugheit; aber nie sank er zu politischen Ränken hinab. Geradheit, Biederkeit, ein unerschütterter Muth, innige Theilnahme an dem Unglücke andrer — dies waren die Grundzüge von Ottens Charakter, und immer blieb er sich gleich. Laßt uns überdies einen Blick auf die damalige Lage des Reiches und Italiens werfen, und wir werden Gründe finden, das Verfahren Ottens zu entschuldigen. Innerliche Gährungen machten in Deutschland seine Gegenwart nöthig; in Italien war Alberich, der römische Konsul, ein mächtiger Gegner Ottens; wollte er also die erst erlangte Herrschaft über Italien behaupten, so mußte er Freunde und Verbundene haben, die sein Ansehen dort unterstützten. Daher die auffallende Güte gegen Berengarn; darum übergab er ihm Italien, und hofte, durch Wohlthaten dankbare Em-

pfindungen in seinem Herzen zu wecken, und durch Grosmuth sich ihn zum Freunde zu machen; dies ist sogar ein Beweis von der Weisheit Ottens, daß er die Regierung von Italien Königen anvertraute, die seine Vasallen waren. Zudem öffneten ihm die Marken Verona und Aquileja den Weg nach Italien, wenn widrige Ereignisse ihn nöthigen würden, dahin zu ziehen. Er nannte sich bereits ein König der Longobarden, und hatte schon den Grund zu der Gröse gelegt, die er nachher in Italien erreichte. War es also wohl Ottens Schuld, daß der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach? Hatte er verdient, daß eben sein edles Betragen bey diesen Begebenheiten ihm Feinde zuzog? — Und doch geschah dies. Das Bewußtseyn eigner Wichtigkeit artet nur zu oft in schädlichen Stolz aus; diese Schwachheit des menschlichen Herzens wächst zur gefährlichen Leidenschaft heran, wenn die Vernunft sich hinreißen läßt. Ein Beyspiel davon ist der tapfre Herzog Konrad, Otto's Schwiegersohn. Er war darüber aufgebracht, daß Berengar, der auf

sein Anrathen nach Magdeburg gekommen war, erst nach drey Tagen Gehör erhalten hatte, daß er nur mit gewissen Einschränkungen, die Zeit, Umstände und Politik nöthig gemacht hatten, wieder in den Besitz von Italien war gesetzt worden. Konrad glaubte, sein Berengarn gegebenes Wort hätte mehr von Otten geehrt zu werden verdient. Sein Unmuth ging so weit, daß er auf Rache sann, und die Gelegenheit, die sich ihm bald darauf darbot, begierig ergriff. So erniedrigte sich durch überspannte Empfindlichkeit ein edler Mann, den die Geschichte unter die Helden jener Zeiten stellet; er vergaß seine Pflicht und seine eigne Würde, und sank bis zum Empörer herab. Aber der wahrhaft grose Mann kehrt zurück, wenn der Schwindel vorüber ist; er kann nicht lange im Irrthume bleiben; auch Konrad tilgte den Flecken seines Ruhms, er starb (955.) in der Schlacht am Lechflusse den Tod für das Vaterland, und söhnte sich dadurch mit seinem Zeitalter und mit der Nachwelt aus.

Der grosmüthige Otto hatte schon gegen Brüder und vermeinte Freunde das Schwert

ziehen müssen; jezt mußte er auch gegen seinen Sohn kämpfen, und sein Vaterherz ward auf das Empfindlichste verwundet. Luidulf, von dem man so viel hofte, den Otto zum Herzoge von Schwaben gemacht, und sogar schon zu seinem Nachfolger erklärt hatte. — Luidulf änderte sich auf einmal gänzlich, und hob die Fahne des Aufruhrs *). Schon vor seinem Vater war er mit seinen schwäbischen Völkern nach Italien gezogen; allein Luidulf war seinem Oheime Heinrich schon verdächtig geworden **), und dieser nahm alle Grosen jenes Landes gegen ihn so sehr ein, daß seine Plane scheiterten. Luidulfs widerrechtliches Betragen machte Otten aufmerksam; und es schmerzte

*) Accepta autem poteſtate animum tranquillum, quem in puero geſſit, exuit, armatumque militem in Italiam ducens, aliquantis ibi urbibus captis & ſub cuſtodia traditis, ipſe revertitur in Franciam. *Witichind L. 3. p. 35.*

**) Henricus autem ſciens adoleſcentem maternis deſtitutum ſuffragiis, contemptui eum cœpit habere in tantum, ut a conviviis ei quoque non parceret. *Witichind L. 3. p. 36.*

ihn tief, daß er in seinen eigenen Sohn Mißtrauen setzen sollte.

Das Mißvergnügen des Sohnes stieg noch höher, als Otto sich mit Adelheiden vermählte: Diese Heurath änderte nicht nur die politische Lage Deutschlands, sondern verursachte auch selbst in der Familie des Königes Unruhen. Luidulf betrachtete dies vortreffliche Weib blos als Stiefmutter, und glaubte, die Kinder dieser Ehe würden ihm einst die Krone seines Vaters streitig machen. Seine Unzufriedenheit machte ihm den fernern Aufenthalt an dem Hofe seines Vaters verhaßt, er verließ ihn plötzlich, und ging nach Saalfeld, wo er bey einem prächtigen Gastmahle verschiedene Grose zu gewinnen suchte, und seine gefährlichen Plane gegen den König entwarf *).

Konrad verband sich mit dem auf Empörung sinnenden Luidulf. Beyde grollten gegen Heinrichen, den Herzog von Baiern, und

*) Quod quum vidisset filius ejus Luidulfus, tristis a rege discessit, profectusque in Saxoniam, aliquandiu moratus est in loco consiliis funesto Salaveldunensi. *Witichind L. c.*

wähnten, da er die Achtung der Königin besaß, er suchte ihnen zu schaden und sie zu stürzen *). Konrad und Luidulf vergrößerten ihren Anhang, befestigten ihre haltbaren Orte und Schlösser; alles deutete auf einen Bürgerkrieg, der schrecklicher als alle vorhergehenden zu werden drohte. Der Erzbischoff Friedrich von Mainz, der bey der Aussöhnung mit dem Herzoge Eberhard gleiche Klage gegen den König geführt hatte, wie jezt der Herzog Konrad, war einer der ersten, der dem Bunde gegen Otto'n beytrat; und die beyden Fürsten sagten öffentlich, ihre Sache müßte gerecht seyn, da der Beyfall eines so frommen Mannes sie rechtfertigte. Otto erfuhr auf seiner Reise durch Franken, welche Gefahren sein Sohn und Tochtermann ihm bereiteten. Er wandte sich also nach Mainz; ward aber so unwürdig empfangen, daß er eilends nach Sachsen zurück-

*) Chuonradus . . . unumque cum eo sentiens filius regis Luidulfus, suspectum super hac causa Henricum fratrem regis habentes, quasi antiqua stimulatum invidia devitaverunt eum. *Witichind L. c. p.* 36.

kehrte, und, wie sich der Geschichtschreiber Witichind ausdrückt, den in Franken verlornen König in seinem Vaterlande wiederfand. Otto berief seine Freunde zusammen, und vernichtete den Vertrag, zu dem man ihn, wie er selbst sagte, gezwungen hatte *); und machte nun alle Anstalten, den drohenden Gefahren zu begegnen. Endlich brach das Ungewitter aus, und Otto rückte (953.) mit einem Heere vor Mainz, welche Stadt seine Gegner besetzt hatten. Als die beyden Prinzen sahen, daß der König mit Ernste zu Werke gehe; baten sie um Gnade. Der edle Otto bewilligte freudig ihre Bitte. Es ward ein Waffenstillstand geschlossen, Geiseln gegeben, und Luidulf kam mit Konraden in das Lager seines Vaters. Otto wollte ihre vornehmsten Räthe und An-

*) Et quum apparatus paschalis apud Aquas fieri oporteret, comperit, quia nihil sibi dignum ibi paratum esset, maternis gaudiis & officiis decenter curatur, regemque quem in francia perdidit, in patria magnifice recepit. Nam comfortatus amicorum gentisque propriæ præsentia irritum fecit pactum, quod coactus inire confessus est. *Witichind L. c.*

hänger wissen, und verlangte die Auslieferung derselben; allein beyde weigerten sich, die mit ihnen Verbundenen zu verrathen. Darüber entrüstete sich Heinrich, der Herzog von Baiern, so sehr, daß er seinem Neffen Luidulf beissende Vorwürfe machte. "Du gibst vor, sagte er, "du habest nichts gegen meinen Herrn und „König unternommen: sieh, das ganze Heer „betrachtet dich als einen Hochverräther. „Wenn ihr also mich anklagt, wenn ich wirk„lich schuldig bin, warum führst du deine „Schaaren nicht gegen mich? Allein du wirst „meiner Macht nicht einen Splitter groß ent„reißen. Welche Absicht hast du bey dieser „Unternehmung? Du beleidigst die Gottheit, „da du deinem Herrn und Vater dich wider„setzest. Wenn du etwas weißt, so laß deine „Wuth an mir aus; denn ich fürchte deinen „Zorn nicht *)." Luidulf antwortete nichts darauf; die Unterhandlungen waren zu Ende, und der Krieg ward fortgesetzt. Luidulf brütete Rache gegen seinen Oheim; er eilte nach

*) *Witichind L. c. p.* 38.

Regensburg, der Hauptstadt Heinrichs, die ihm der jüngere Arnulf, Pfalzgraf von Baiern und Sohn des verstorbenen Herzogs Arnulf, sogleich übergab, obschon Heinrich sie ihm anvertraut hatte. Arnulf und mehrere Baiern unterwarfen sich Luidulfen, welcher die in Regensburg gefundenen Schätze Heinrichs unter seine Soldaten vertheilte, und seines Oheims Gemahlin und Kinder nicht nur aus der Stadt, sondern ganz aus Baiern vertrieb. Man beschuldigte Luidulfen sogar, er habe die Hunnen nach Deutschland gerufen, welche die königlichen Länder und die Besitzungen der königlichen Anhänger schrecklich verwüsteten; indessen behauptet Luidulf, er habe eines solchen Verbrechens sich nie schuldig gemacht; sondern den Hunnen blos Geld gegeben, damit sie ihn und seine Länder in Ruhe lassen sollten *). Doch scheint diese Beschuldigung nicht ganz ungegründet gewesen zu seyn, da Otto selbst bald hernach, wie wir weiter unten sehen werden, bey der Fürstenversammlung zu

*) *Witichind L. c.*

Zinna in einer Rede darauf anspielte. Otto eilte seinem Bruder Heinrich zu Hilfe; allein sein Heer war geschwächt, die Belagerung von Regensburg vergeblich, und seine Unternehmungen in Baiern ohne den gewünschten Erfolg. Seine thätigsten Freunde in diesem gefährlichen Zeitpunkte waren sein Bruder Bruno, Erzbischoff zu Költn, und Ulrich, genannt der Heilige, Bischoff von Augsburg. Otto nahm seinem rebellischen Schwiegersohne Konrad das Herzogthum Lothringen, und gab es seinem Bruder Bruno. Ulrich aber verstärkte das Heer des Königes mit neuen Völkern, die er in seinem Bißthum warb.

Otto konnte also den folgenden Feldzug (954.) mit grösserem Nachdrucke eröffnen, und Luidulf bereitete sich, seinem Vater mit erneuter Kraft zu begegnen. So tief sinkt der Mensch, den Leidenschaft betäubt; die Stimme des Blutes erreicht sein Herz nicht mehr, er zerreißt die heiligsten Bande, und tritt alle Gesetze unter die Füsse. Schon standen bey Ulm die beyden Heere in Schlachtordnung; der verblendete Luidulf sah' in Otten

nicht mehr den gütigen liebevollen Vater, es war ein Ungerechter, mit dem er um seine Rechte kämpfen zu müssen glaubte. Otto ergriff mit Wehmuth das Schwert, weil seine Milde den Verirrten nicht zurückbringen konnte: da trat der edle Ulrich wie der Engel des Friedens zwischen Vater und Sohn; durch seinen Mund sprach der Ewige Frieden! und die abscheuliche Schlacht wurde nicht geschlagen; es kam ein Vergleich zu Stande, in dem beschlossen ward, diese Streithändel der Entscheidung der versammelten Stände vorzulegen. Mit Wärme nahm der fühlende Otto den Vorschlag des klugen Bischoffs an, dessen Verdienste um das Reich und den König er dankbar erkannte.

Otto, seine Gegner und die Fürsten kamen zu Zinna zusammen; und hier hielt der König vor dem zahllos versammelten Volke eine Rede, worin er den Schmerz des Vaterherzens, und seine Liebe zu dem Reiche und dem deutschen Volke auf die erhabenste und rührendste Art ausdrückte. "Ich würde es geduldig ertra„gen, sagte er, wenn der Unwille meines

„Sohnes und der übrigen, die mir nachstel-
„len, nur mich allein träfe, und nicht auch
„alle Völker des christlichen Namens beun-
„ruhigte. Ich würde es gelassen ansehen,
„daß meine Städte von den Empörern nach
„Räuberart sind überfallen, und ganze Pro-
„vinzen meiner Herrschaft sind entrissen wor-
„den, wenn meine Feinde nur nicht zugleich
„ihre Wuth in dem Blute meiner Verwandten
„und liebsten Grafen gesättigt hätten. Seht,
„hier sitze ich kinderlos: Mein Sohn ist mein
„ärgster Feind! Mein Sohn, den ich aus
„einem mittelmäsigen Stande zur höchsten
„Stufe der Ehre erhoben, den ich so sehr
„geliebt habe — mein einziger Sohn ist wider
„mich. Die Feinde Gottes und der Menschen
„sind aufgerufen worden, in diese Streitig-
„keiten sich zu mischen; noch jezt sind sie im
„Besitze meines verwüsteten Reiches; die
„Bewohner sind gefangen oder ermordet, die
„Städte verheert, die Tempel Gottes ver-
„brannt, die Priester getödtet; die Strasen
„sind noch feucht vom Blute meiner Unter-
„thanen. Beladen mit dem Golde und Sil-

„der, womit ich meinen Sohn und Schwäher „bereichert habe, ziehen jezt die Feinde Christi „in ihre Heimath zurück. Grösere Laster, „grösern Meineid kann ich mir nicht denken *).“ Diese erhabenen Gesinnungen, welche den grosen König bey der Nachwelt liebenswürdig machen, rührten die Empörer, die sich ihm alle reuig unterwarfen. Nur Luidulf blieb kalt bey der Rede seines Vaters. Er verließ in der folgenden Nacht Zinna, und warf sich mit seinem Heere in Regensburg. Otto verfolgte seinen widerspänstigen Sohn, belagerte die Stadt Horsedat, besiegte seine Feinde, und eroberte hierauf Regensburg. Luidulf, der entflohen war, begehrte den Frieden; allein er weigerte sich noch immer, den Willen seines Vaters zu erfüllen, und erhielt also den Frieden nicht. Fritzlar **) ward zur Zusammenkunft bestimmt, um in fernere Unterhandlungen zu treten; da wollte Otto erst die Sache unter=

*) Witichind L. 3. p. 40.

**) *Witichind ibid. p. 41.*

untersuchen, und Luidulfen dann feyerlich Gnade wiederfahren lassen. Darauf ging der König nach Sachsen, und als er einst bey Saalfeld (954.) jagte: erschien plötzlich Luidulf mit blosen Füssen, warf sich zur Erde nieder, bekannte so reuig sein Verbrechen, und flehte so rührend um Gnade zu seinem Vater, daß nicht allein Otto, sondern sein ganzes Gefolge Thränen vergoß *). Mit Vaterfreude nahm er den zurückkehrenden Sohn auf, und verzieh ihm alles, und überließ sich ganz dem süßen Gefühle, ein wiedergeliebter Vater zu seyn. Indessen gab Otto auch jezt einen erhabenen Beweis von seiner Liebe zur Gerechtigkeit. Luidulf und Konrad verloren ihre Besitzungen: Schwaben bekam Burkard, ein Tochtermann des Herzogs Heinrich von Baiern. Diese Strafe war empfindlich, da beyde Prinzen Kinder hatten. Auch wurden dadurch von Ottens Hause zwey der wichtigsten Herzogthümer getrennt: allein Otto ließ sich durch keine politische Trugschlüsse zu Handlungen verleiten,

*) *Witichind L. c.*

die mit der Gerechtigkeit und Wahrheit nicht bestehen könnten. Es war nicht kleinliche Rache; eine so unedle Leidenschaft kannte Otto nicht, und die gestraften Prinzen fühlten ihr Unrecht zu tief, als daß sie gegen die väterliche Strenge des Königes hätten zürnen sollen. Otto gab der Welt ein Beyspiel der Gerechtigkeit, ersetzte aber in der Folge Luidulfen und Konraden durch Wohlthaten ihren Verlust. Er schenkte ihnen sein ganzes Zutrauen wieder, und sie hätten oft Gelegenheit gehabt, sich zu rächen; allein sie wankten nie mehr in ihrer Treue, und durch edle Thaten verlöschten sie in ihrem Vaterlande das Andenken an den schädlichen Krieg, dessen Anstifter sie gewesen waren. Der wahrhaft edle Mann kann fallen; aber nur der Bösewicht sinkt immer tiefer.

Doch sah der edelmüthige Otto auf einer andern Seite abermals eine seiner schönsten Hoffnungen getäuscht, seine grenzenlose Güte abermals mit Undanke belohnt. Berengar, der einst vor dem mächtigen Könige gezittert

hatte, weil ein Wink ihn vernichten konnte; der seine wiedererlangte Gröse nur Ottens Grosmuth zu verdanken hatte — Berengar vergaß seinen heiligen Eid, den er in Augspurg in die Hände des Königes geschworen hatte, und wüthete in Italien wieder so tyrannisch, wie vorher. Er verschonte sogar die Diener der Kirche nicht; den Erzbischoff Walbert stieß er vom Erzbischöfflichen Sitze zu Mailand, und beraubte den Bischoff Waldo von Como seiner Würde. Ungeahndet übte er diese Tyranneyen aus; sein wilder Uebermuth stieg immer höher; er entriß der römischen Kirche einige ihrer Besitzungen, baute selbst im Kirchenstaate Festungen, und ganz Italien beynahe seufzete unter seinem frechen Despotismus. Aber das Ungewitter, das der treulose König Italiens über Ottens Haupt gesammelt hatte, sollte bald über ihm selbst ausbrechen. Italien wandte sich abermals an den grosen König der Deutschen. Der Pabst Johann XII. sandte den Kardinaldiakon Johann und den Azo Scriniarius an Otto; der Erzbischoff Walbert flehte seine Macht um Hülfe

an *); den Legaten folgten unzählige italiänische Grose, die Schuz bey dem erhabenen Kaiser, dem Schrecken der Despoten suchten. Die Schilderung des allgemeinen Elendes rührte ihn; Berengars und Adalberts Treulosigkeit weckte seinen Zorn, und er schwur ihnen Rache. Bey dieser Gelegenheit gab er seinem Sohne Luidulf einen Beweis seines Vertrauens; er machte diesen feurigen und ehrgeizigen Jüngling zum Anführer des Heeres, das er (956.) nach Italien schickte, und versprach ihm die italiänische Krone. Dieser Prinz, werth eines solchen Vaters, erfocht so viel Siege, als er Schlachten lieferte; er bekam Berengarn und Adalberten gefangen; da aber seine Grosmuth seiner Tapferkeit gleich war, gab er ihnen die Freyheit wieder, und begnügte sich, beyde ausser Stand gesetzt zu

*) Hæc dum legati romani conqueruntur, Vir venerabilis Walbertus, sanctæ mediolanensis Ecclesiæ archiepiscopus, semivivus & prædictorum rabie Berengarii atque Adalberti liberatus, Othonis potentiam adiit. *Luitprand. L. 6. c. 6.*

haben, neue Unruhen zu erregen. Der Tod, den Luidulfen mitten in seinen Triumphen (957.) hinwegraffte, verschaffte Berengarn Luft, und nöthigte Otten, selbst nach Italien zu gehen.

Doch vorher traf der weise Otto Anstalten, welche zum Theile Deutschlands Ruhe sicherten, zum Theile seine Unternehmungen in Italien begünstigten. Er schloß mit dem Pabste einen Vertrag, wodurch er versprach, das Ansehen der römischen Kirche zu vergrösern, den Pabst zu vertheidigen, und alles wieder zu verschaffen, was von seinen Staaten wäre abgerissen worden, und jenem, dem er die Krone Italiens aufsetzen würde, die heilige Pflicht aufzulegen, den Kirchenstaat standhaft zu beschützen.

Dann schrieb er (961.) einen Reichstag nach Worms aus, wo er seinen siebenjährigen Sohn Otto II. zum Könige der Deutschen wählen ließ, den auch die Erzbischöffe von Mainz, Trier und Kölln sogleich salbten und krönten *).

*) Struv. *Period. V.* 2. Absch. §. 22.

Als er Italien betrat, ging der Sieg vor ihm her; alles kam dem deutschen Könige mit Unterwerfung entgegen; der verhaßte Berengar versteckte sich mit seiner Gemahlin Willa in Festungen; Otto'n empfing man überall wie den Gott des Friedens; unter seinem Schutze stiegen die verwüsteten Städte aus ihren Trümmern wieder empor, die Rechte des Eigenthums wurden wieder hergestellt, und alles sonnte sich in den Strahlen seiner Gröse und Milde *). Die Thore Roms, die ihm auf seinem ersten Zuge nach Italien (962.) verschlossen waren, wurden ihm nun geöffnet. Johann XII. hohlte ihn mit ausserordentlichem Pompe ein, und setzte ihm die römische Kaiserkrone auf. Berengar verlor dadurch feyerlich seine Rechte auf Italien; alle Fürsten dieses Landes erkannten die Oberherrschaft des neuen Kaisers; der Besitz aller Länder bis auf Neapel und die untern Provinzen war ihm dadurch zugesichert. Otto war seit Karl dem Grosen der erste König, der in Italien eine

*) *Luitprand L. 6. c. 6.*

solche Hoheit erlangte, und seine geprüfte Klugheit lehrte ihn, alle mit dieser Würde verbundenen Rechte in Ausübung zu bringen. Er bestättigte dem Pabste alle Schenkungen, die seine Vorfahren der Kirche gemacht hatten, und ließ sich von dem Pabste und allen Grosen Roms schwören, daß sie ihm treu verbleiben, und mit Berengar und Adalbert sich nie in einige Verbindung einlassen wollten *).

Otto kehrte nun nach Pavia, dem Sitze der Longobardischen Könige zurück, um die Lombardey vollends zu bezwingen, und Berengars Festungen daselbst am Comersee zu erobern.

Allein er hatte kaum Rom verlassen, als Johann XII. schon seines Schwures nicht mehr gedachte; sondern Adalberten zu sich berief, und ihm schwur, ihn gegen den Kaiser zu unterstützen. Otto, der alles das kaum glauben konnte, schickte einige Vertraute nach Rom, um Gewißheit zu bekommen. Diese Abgesandten fanden jene Nachrichten der

*) *Luitprand L. c.*

strengsten Wahrheit gemäß. Ueberdies machten ihnen die Römer ein so abscheuliches Gemälde von den Lastern des Pabstes, daß der Kaiser und alle darüber erstaunten, als die Abgesandten ihre Berichte abstatteten. "Dieser Pabst, sagte der weise Monarch, ist ein Kind †)"; ein sanfter Verweis, und väterliche Ermahnungen werden hinreichend seyn, „ihn von seinen Ausschweifungen zurückzu„bringen, mit Güte hoffe ich ihn noch aus „dem Abgrunde zu retten, in den er sich stür„zet *)." Aber bald erfuhr Otto, daß Adalbert in Rom sey; und durch aufgefangene Briefe entdeckte er den schwarzen Plan Johanns, der mit dem griechischen Kaiser und den Hunnen in Unterhandlungen stand, und sie wider ihn zum Kriege zu reizen suchte. Er übertrug also die Belagerung von St. Leo (Monte-feltro), worin Berengar selbst sich befand, seinen Offizieren, und erschien plötzlich mit dem Kern seines Heeres vor Rom.

---

†) Oktavianus Sporko ward im 18ten Jahre Pabst.
*) *Luitprand L. 6. c. 6.*

Johann und Adalbert konnten sich kaum mit der Flucht retten. Die unterwürfigen Römer schwuren ihm aufs Neue ewige Ergebenheit; sie gelobten feyerlich, nie ohne seine oder seines Sohnes Einwilligung einen Pabst zu wählen. Und nun klagten sie bey ihm eben so laut gegen Johann XII., als sie bey seinen Gesandten gethan hatten. Otto wollte bey dieser Gelegenheit seine Rechte und sein Ansehen auf eine würdige Art behaupten; doch aber nicht gegen die Klugheit fehlen. Er berief also (963.) eine Kirchenversammlung nach Rom. Johann XII., der schändlichsten Laster bey derselben angeklagt *), wurde vorgeladen, sich zu verantworten **). Als er aber nicht erschien, und sich erkühnte mit dem Banne zu drohen: ward er von den versammelten Bischöffen und Kardinälen abgesetzt, und der Protoscriniarius unter dem Namen Leo VIII. gewählt, welchen auch Otto in seiner neuen Würde bestättigte.

*) *Luitprand L. 6. c. 6.*

**) Diese Vorladung der versammelten Väter hat uns Luitprand ebenfalls aufbewahrt. *L. 6. c. 9.*

Otto glaubte nun alles vollbracht zu haben, und entließ, im Vertrauen auf die Treue der Römer, einen Theil seiner Kriegsvölker, damit sie den Bürgern nicht zur Last fallen möchten. Kaum erfuhr dies der entsetzte Johann XII., als er auch gleich einen neuen verderblichen Plan gegen den Kaiser auszuführen trachtete. Er wußte, wie leicht die Römer mit Gelde zu gewinnen wären; er schickte also heimlich Abgesandte nach Rom, und ließ den Römern alle Schätze des Heil. Peter und aller Kirchen versprechen, wenn sie den Kaiser und den Pabst Leo ermorden würden. Die Einwohner Roms gaben den verrätherischen Anschlägen Johanns Gehör, ergriffen die Waffen, und stürmten den kaiserlichen Pallast. Aber Otto, der noch zu rechter Zeit von allem Nachricht erhalten hatte, ging ihnen mit seinen wenigen sieggewöhnten Getreuen entgegen, griff den wilden Haufen des zügellosen Pöbels mit bewundernswürdiger Tapferkeit an, und zerstreute die Empörer. Wie ergrimmte Löwen fielen Ottens Krieger über die Meineidigen her, erschlugen ihrer eine grose Menge, und

Unzählige würden unter den deutschen Schwertern gefallen seyn, wenn nicht Otto selbst aus Barmherzigkeit seine Krieger vom Morden abgehalten hätte *). Die Römer schwuren ihm aufs Neue Gehorsam, und gaben ihm zum Unterpfand ihrer Treue hundert Geiseln aus den edelsten römischen Familien. Leo warf sich endlich zu den Füssen des Kaisers, und bat ihn den Römern die Geiseln wiederzugeben, und ihrer Treue sich anzuvertrauen. Der mehr zum Verzeihen als Strafen geneigte Otto, erhörte die Bitte Leo's, und setzte die Geiseln in Freyheit **). Aber diese Beweise der Sanftmuth vermochten nichts über die Treulosen. Kaum hatte der Kaiser Rom verlassen, um die Herzogthümer Spoleto und Kamerino, wo der Sage nach Adalbert sich aufhielt, sich ebenfalls zu unterwerfen, so erhob auch schon die Empörung aufs Neue ihr Haupt. Ottens Feinde traten aus der Finsterniß, wohin die Furcht vor seinem Zorne

*) *Luitprand L. 6. c. 11.*

**) *Ibidem.*

sie verscheucht hatte, hervor; der unwürdige Johann XII. ward zurückgerufen, und Leo VIII. gezwungen, zu dem Kaiser zu fliehen. Otto ergrimmte über diesen Meineid, und rüstete sich, abermals nach Rom zu gehen. Ehe aber das Heer beysammen war, ward Johann Nachts, als er ausser der Sadtt sich befand, ermordet*). Sein Blut konnte den Geist des Aufruhrs nicht dämpfen, den er bey den Römern geweckt hatte; uneingedenk ihres Eides wählten sie eigenmächtig den Kardinaldiakon unter dem Namen Benedikt V., und behandelten Leo VIII., den sie doch selbst gewählt hatten, als Gegenpabst. Otto erschien mit seiner Macht vor Rom, und zwang die Empörer durch Hunger und Gewalt, sich zu ergeben. Wer wollte Otto'n tadeln, wenn er das meineidige Rom jezt die ganze Strenge des beleidigten Kaisers hätte fühlen lassen? Aber der erhabene Otto zog nicht als Feind, sondern als Friedensstifter in die Stadt; er erbarmte sich der Ueberwundenen, von seiner Güte konnte

*) *Luitprand L. c.*

der besiegte Feind alles erwarten. Leo VIII. ward (964.) auf einer Kirchenversammlung wieder eingesetzt. Benedikt V. erschien auf die Vorladung ebenfalls, bekannte, daß seine Wahl unrechtmäsig gewesen wäre, und schloß sein Bekenntniß mit den Worten: "Wenn ich „gesündigt habe, so erbarmt euch meiner!" Otto weinte dem unglücklichen Benedikt eine Thräne, und empfahl den versammelten Prälaten, ihn so schonend zu behandeln, als möglich *). Wie groß und herrlich erscheint Otto in diesem Augenblicke! wie edel ist die Rache, die er jezt nahm! wie liebenswürdig der, welcher dem unglücklichen Schicksale eines seiner Gegner noch eine Thräne des Mitleids schenkt, da eben dieser von dem aufgeweckten Zorne des Siegers alles befürchtete! —

Benedikt ward feyerlich seiner Würde entsetzt, und nach Hamburg verwiesen. Monte-Feltro (St. Leo) mußte sich ergeben; Berengar ward gefangen, und mit seiner Gemahlin Willa und seinen Kindern nach Bamberg

*) *Luitprand L. 6. c. 11.*

geschickt. Diese unglückliche Familie wurde mit aller Achtung behandelt; Berengar hätte glücklich seyn können, wenn er nicht zuvor (966.) ein Königreich besessen hätte. Er starb bald darauf, und wurde als ein König zur Erde bestattet. Seine Gemahlin ging alsdann in ein Kloster *).

Nun erwachte in Ottens Seele auch wieder der Gedanke an sein deutsches Vaterland; es wieder zu sehen, war schon lange sein Wunsch, und jezt brachte er ihn auch in Erfüllung. Er verließ (965.) Italien mit neuer Hoheit und Macht ausgerüstet, angestaunt von allen Völkern, gefürchtet von seinen Gegnern. Durch Klugheit und allgemein bewunderte Tapferkeit hatte Otto sich zu dieser Gröse emporgeschwungen. Bey der lezten Lateranischen Kirchenversammlung übergab Leo VIII. mit Einwilligung des römischen Volkes ihm und seinen Nachfolgern das Recht, selbst ihre Nachfolger zu wählen Päbste zu ernennen **), und

*) Struv. *Period. V.* 2. Absch. §. 23. S. 191.
**) Summæ sedis apostolicæ Pontificem ordinandi.

folglich auch Bischöffe und Erzbischöffe einzusetzen. Durch diesen feyerlichen Schluß der Synode wurden die Thaten Ottens in Italien vor aller Welt als gesetzmäsig erkannt, und die vergessenen Rechte der Karolingischen Kaiser wieder hergestellt. Die Deutschen erhielten dadurch die Oberherrschaft über Italien, und mit dem deutschen Reiche ward die Kaiserwürde unauflöslich verbunden. Leo trat zugleich dem Kaiser und seinen Nachfolgern alles das wieder ab, was Pipin und Karl der Grose den Päbsten geschenkt hatten, und verwahrte diese Abtretungsurkunde mit Bann und Fluch gegen denjenigen, der es wagen würde, dagegen zu handeln *). Aber solche glänzende Vortheile sich zuzueignen und zu nützen, war ein Otto nöthig, der mit einem umfassenden Geiste persönliche Tapferkeit und jede Heldentugend vereinigte.

So lange Otto in Italien gegenwärtig war, beugte sich alles vor ihm; die gedemüthigten Feinde staunten die Gröse des Helden an; die

*) Struv. *Period.* *V.* 2. Absch. §. 25. S. 192.

alte Zwietracht wagte es nicht mehr, die Unterthanen gegen den Beherrscher aufzuwiegeln. Otto hatte für den Frieden gekämpft, und das grose Werk durch eine Reihe von Siegen vollendet. Und dennoch war der Keim der Empörung noch nicht erstickt. Weder die Triumphe noch die Milde des mächtigen Kaisers konnten die Ruhe Italiens sichern. Er war kaum wieder in Deutschland, als an den Ufern der Tiber die wilde Stimme der eingebildeten Freyheit wieder erscholl. Mißvergnügte luden Adalberten abermals ein, nach Italien zu kommen, und dieser folgte dem Aufrufe. Otto sandte Burcharden, den Herzog von Schwaben, mit einem Heere nach Italien. Burchard schlug Adalberten, der nochmals mit der Flucht sich retten mußte.

Leo VIII. war gestorben, und in Beyseyn der kaiserlichen Gesandten, welche die Römer selbst von Otto'n begehrt hatten, Johann der XIII., ehemals Bischoff von Norici gewählt worden: allein seine Regierung war stürmisch. Stolz auf den Schutz Ottens, glaubte er, der Zeitpunkt wäre gekommen, das verfallene

Ansehen der Päbste wieder herzustellen. Er gerieth mit dem hohen Adel Roms in Streitigkeiten; sein Hochmuth brachte die Grosen noch völlig auf, welche ihre alten Plane, die römische Republik wieder empor zu bringen, noch nicht aufgegeben hatten. Johann XIII. widersetzte sich vergebens diesem unsinnigen Beginnen; er mußte Rom verlassen, und nach Capua fliehen, wo man ihn gefänglich verwahrte. Die Republikanische Regierungsform ward eingeführt, und ein neuer Pabst suchte diesen schimärischen Freystaat durch seine Bannstrahlen zu schützen; aber dies Gebäude des Aufruhrs stand auf einem zu schwachen Grunde. Otto, der nun überzeugt war, daß Güte den kühnen Trotz der Rebellen nur bestärkt habe, eilte nach dem Reichstage zu Worms (966.) nach Italien. Das Gerücht verkündete kaum seine Ankunft, als Furcht und Schrecken die Störer des Friedens ergriff. Sie gaben dem Pabste nicht allein seine Freyheit, sondern baten ihn auch um Verzeihung, und setzten ihn wieder auf den päbstlichen Stuhl. Aber Ottens Langmuth war erschöpft: er verwieß

die Konsuln nach Deutschland, ließ zwölf Tribunen des Volkes mit dem Strange hinrichten, den Statthalter öffentlich geiseln, und auf einem Esel in Rom herumführen. Dies war das Schicksal der neuen Republikaner. Nun erstarb der freche Troz der unruhigen Geister; sie hatten Otten als einen strengen Richter kennen lernen; der Geist der Meuterey wich aus Italien, und Otto hatte nie mehr nöthig, seine Güte mit der ernsten und unerbittlichen Gerechtigkeit zu verwechseln.

So befestigte endlich Otto seine Hoheit in Italien auf immer, und dachte nun auch an Ruhe. Er gab daher seinem Sohne, dem König Otto II. Theil an den Regierungsgeschäften, und berief ihn nach Rom, wo Johann XIII. ihn zum Kaiser krönte. So vergröserte er sein Ansehen, und wälzte einen Theil der Last, die er bisher allein getragen hatte, auf die Schultern eines zwar erst vierzehnjährigen Jünglings, den aber sein groser Vater schon frühzeitig zum Herrscher eingeweiht hatte, und der an der Hand Otto's zum Regenten reifte. Aber noch sollte der rastlose

Otto der gewünschten Ruhe nicht genießen. Indessen vergalt ihm das Glück diese lezte Arbeit. Die Fürsten von Capua und Benevent unterwarfen sich ihm (967.), und baten um seinen Schutz. Otto nahm sie willig auf, und erhob den lezten, Pandolf, zum Herzoge von Spoleto und Camerino. Der griechische Kaiser Nicephorus glaubte sich dadurch beleidigt, seine Hoheitsrechte, die er über diese Fürsten und Länder behaupten wollte, gekränkt. Er zürnte, daß Otto der Kaiserwürde, und der Oberherrschaft über Rom und Italien sich angemaßt hatte; denn die Kaiser des Orients machten auf dies alles Ansprüche. Allein sie waren von ihrer ehemaligen Gröse herabgekommen; Weichlichkeit hatte sie entnervt, und die innern Kräfte ihres Reiches waren durch eine schlechte Staatswirthschaft so geschwächt, daß sie bereits seit zwey Jahrhunderten ausser Stande waren, diese eingebildeten Rechte zu behaupten. Endlich kamen (967.) zu Ravenna griechische Gesandte an, um mit Otten Frieden zu stiften, und in Betreff der griechischen Besitzungen in Italien mit ihm zu unterhan-

deln. Der Kaiser aber war gar nicht gesinnt, ihre übermüthigen Foderungen zu bewilligen; er äusserte vielmehr ganz deutlich, er hoffte Apulien und Kalabrien der griechischen Herrschaft zu entreissen, wenn die Griechen ihn feindselig angreifen würden *).

Indessen schloß doch Otto mit den Gesandten ein Bündniß, in Betreff des jungen Kaisers Otto mit der Stieftochter des Nicephorus. Alles schien nach Wunsche zu gehen, und Luitprand, Bischoff von Cremona, ward (968.) von Otten nach Konstantinopel gesandt; allein er ward von dem übermüthigen Nicephorus verächtlich empfangen, und schlecht behandelt, wie er solches selbst in seinem Berichte an die

*) Otto schrieb damals von Capanien an die sächsischen Fürsten: Deo volente salus omniaque prospera plana succedunt. Cæterum nuntii constantinopolitani Regis, dignitate satis insignes, nos adeunt, pacem ut intelleximus, admodum quærentes. Quoquo modo tamen res agatur, bello Deo volente nullo modo nos tentare audebunt. Apuliam & Calabriam provincias, quas hactenus tenuere, nisi conveniamus, dabunt. *Witichind L.* 3. *p.* 49.

beyden Otto *) beschreibt, und kam zurück, ohne etwas zu Stande gebracht zu haben. Dennoch kamen in demselben Jahre abermals griechische Gesandte zu Otto, die Frieden schließen sollten, und die griechische Prinzessin Theodora zur Gemahlin des jungen Otto, und Apulien und Kalabrien zu ihrem Brautschatze vorschlugen. Der biedre Otto glaubte den falschen Griechen, und schickte eine Gesandschaft mit einem Theile des Heeres an den von den Griechen bestimmten Ort, um die kaiserliche Braut zu empfangen. Allein die Griechen überfielen unversehens die Gesandten Otto's in dem Lager, plünderten alles, erschlugen viele, und führten mehrere gefangen nach Konstantinopel. Otto ergrimmte über diese Verrätherey, und schwur die Schande zu rächen. Günther und Siegfried, zwey sächsische Feldherren, durch edle Thaten berühmt, fielen als Rächer des verletzten Völkerrechtes in Kalabrien ein. Aufgeblasen von dem schänd-

*) Luitprandi, subdiaconi Toletani, Ticinensis Diaconi, tandem cremonensis Episcopi opera quæ extant. Antverpiæ 1640. fol. p. 131.

lichen Siege lebten die Griechen in sorgloser Ruhe dahin, und fielen in die Hände der Ueberwinder. Eine Menge ward von den Deutschen erwürgt, eine Menge anderer mit abgeschnittenen Nasen nach Griechenland geschickt, die fürchterliche Nachricht von der Strafe des Meineids dahin zu überbringen *). Otto selbst kam nach Apulien, und dehnte seine Eroberungen noch weiter aus. Auch Adalbert, gereizt von des Nicephorus Versprechungen, erschien wieder in Italien, schlug, und fing den Kaiserlichen Feldherrn Pandolf, Herzog von Capua. Da ergriff Otto noch einmal die Waffen, und zog gegen den rastlosen Empörer aus. Er kam — und siegte.

Diese unglücklichen Zeitungen versetzten die Kaiserstadt des Orients in Bestürzung; das unbändige Volk zürnte gegen seinen schwachen Monarchen, weil er dem grosen Helden des Abendlandes nicht gewachsen war; es erregte einen Aufstand, selbst die Gemahlin des Nicephorus nahm Theil an der Empörung, und

*) *Witichind L. 3. p. 50.*

endlich ward der gekrönte Weichling von einem Soldaten, Johann Tzimisces erschlagen, und dieser auf den griechischen Thron gesetzt. Johann erneuerte die Freundschaft mit Otto, setzte dessen Gesandte in Freyheit, und schickte seine Enkelin Theophania (nicht die Theodora) mit einem glänzenden Gefolge und prächtigen Geschenken nach Rom, wo sie auch mit Otto II. (972.) vermählt, und zur Kaiserin gekrönt ward *).

Otto war nun durch eine Reihe von grosen Thaten zur höchsten Stufe der Macht emporgestiegen. Seine Feinde waren gedemüthigt, die Römer zweymal überwunden, Rom selbst erobert, seine Herrschaft durch die Unterwerfung der Fürsten von Capua und Benevent erweitert, die Griechen in Kalabrien und Apulien geschlagen. Mit bewundernder Ehrfurcht nannte der Erdkreis den Namen des grosen Otto.

Diese Vereinigung Italiens und der Kaiserlichen Würde mit Deutschlande ist die merkwürdigste Begebenheit dieser Zeiten. Die

---

*) *Witichind l. c.*
Struv. Period. V. 2. Absch. §. 26. S. 194.

gleichzeitigen Schriftsteller erhoben Otten deswegen, spätere haben ihn getadelt. Aber mich dünkt, es seyen Thaten, welchen die strengste Gerechtigkeit Beyfall geben muß. Adelheid, die verfolgte und gemißhandelte Erbin eines Königreiches, ein unter dem Despotismus seufzendes Volk, der Pabst, die Bischöffe und Stände riefen Otten nach Italien. Er kam, die unterdrückte Tugend, die beleidigte Menschheit zu rächen, und seiner Väter verjährte Rechte wieder zu behaupten. Es war ein freywilliger Vertrag, den die Fürsten, die Priester und das Volk mit ihm schlossen: er sollte sie retten, dafür wollten sie seine dankbaren Vasallen seyn. Otto erfüllte von seiner Seite diesen Vertrag mit deutscher Redlichkeit, und sein edler Ehrgeiz nützte die dargebotene Gelegenheit, sein Ansehen auf eine erhabene Art zu vergrösern. Die Könige der Westfranken hatten den Gedanken an Rom aufgegeben, nur die Griechen sahen mit Unwillen die Kaiserkrone des abendländischen Reiches auf Ottens Haupte; allein Griechenlands Kaiser hatten die Bedingnisse seit Jahr-

hunderten nicht mehr erfüllt, unter welchen ein Volk dem Einzeln die Oberherrschaft überträgt. Die wahre Gröse des deutschen Helden, die Mäsigung des Ueberwinders, die herzliche Güte, womit er jeden behandelte, veredelten seine Thaten, machten sie der Unsterblichkeit werth. Sein Ruhm erscholl bis in ferne Länder. Abderam, arabischer Emir in Spanien schickte ihm Gesandte und Geschenke, wie Harun-Al-Raschid Karl dem Grosen. Hätten seine Nachfolger seinen grosen Geist geerbt, so würde die Verbindung mit Italien dem Reiche nicht schädlich geworden seyn. Aber man folgte seinen Maasregeln nicht, und Deutschland empfand nachher den schädlichen Einfluß der Päbste, weil seine Monarchen zu schwach waren, die emporstrebende Hierarchie zu bekämpfen.

Italien war nun ruhig; allein in Deutschlande glimmten noch immer einige Funken der Empörung.

Die Entfernung des Kaisers reizte die Kühnheit des Grafen Wichmann; der Trotz des Undankbaren stieg höher als jemals. Er

fühlte keine Liebe für sein Vaterland, kannte keine Pflicht des Unterthans. Er war tapfer; aber sein unruhiger ruhmsüchtiger Geist gab seiner Tapferkeit eine solche Richtung, daß sie seinem Vaterlande immer nachtheilig war. Schon ehemals hatte er die Slaven aufgewiegelt, und war von Ottens Milde begnadigt worden; aber nun glaubte er die Abwesenheit des Kaisers nützen zu müssen, und verband sich von neuem mit den Barbaren. Aber Wichmann verlor in diesem Kriege sein Leben, und Otto bereicherte mit dessen eingezogenen Gütern einige Klöster. Bald darauf entstanden Mißhelligkeiten zwischen Udo, dem Markgrafen von der Lausitz und dem Herzoge Micislaus von Pohlen, wobey die Sachsen eine Schlacht verloren; allein Otto war so groß geworden, daß er im ganzen Bewußtseyn seiner Macht und seines Ansehens blos den streitenden Fürsten befahl, ruhig zu bleiben, und seine Zurückkunft aus Italien zu erwarten, wo er sodann ihre Zwistigkeiten schlichten würde *).

*) Pulsavit quoque fama eum, quasi plerique Saxonum rebellare voluissent: quod quia in-

Gekrönt mit Ruhme, als unüberwindlicher Sieger, als der größte Monarch der bekannten Welt, kam er endlich (973.) nach Quedlinburg, entschied den Zank jener Fürsten, und wollte nun ruhig sein Leben beschließen. Allein am Abende seiner Tage ward sein sanftes freundschaftliches Herz noch schmerzlich verwundet: Hermann, sein Herzog in Sachsen starb, und ward von ihm wie ein Bruder bedauert. Traurig verließ er Merseburg, um im Kloster Memleben an der Unstrut das Pfingstfest zu feyern. Hier war der grose Otto am Ziel seines glorreichen Lebens. Er beschloß es den 7ten May desselben Jahres. In diesem entscheidenden Augenblicke blieb Otto sich gleich; der Retter des Vaterlandes, der Ueberwinder der stolzen Hunnen, Dänen, Slaven und Italiener, zitterte vor dem Tode nicht. Sein Volk beweinte ihn — war also Otto wohl ein Eroberer? — Wenn man das

---

utile erat, nec relatione dignum arbitramur: " sagt Witichind, und dies ist ein Beweis, zu welcher überwiegenden Gröse Otto emporgestiegen war.

Glänzende seiner Regierung betrachtet, so war Otto ein Günstling des Glückes; unaufhörlich beunruhigten Kriege und Empörungen seine Regierung, und immer endigte Otto ruhmvoll diese Zwistigkeiten. Wenn ihn Aufrührer und die Feinde des Vaterlandes nicht in das Schlachtfeld riefen, zog er durch die Provinzen seines Reiches, handhabte Recht und Gerechtigkeit, stellte die gute Ordnung her, befestigte die bürgerliche Sicherheit, und strafte die Verwegenen, welche aus Selbstrache durch barbarische Fehden den öffentlichen Frieden störten. Die erledigten Reichslehen gab er Männern, die seines Vertrauens werth waren, und oft gewann sein wohlwollendes Herz Unwürdige, und die Zauberkraft seines liebreichen Betragens schuf sie in nützliche Bürger des Staates um.

Daß Otto nicht auch ein neuer Gesetzgeber seines Volkes war, kann ihm nicht zum Vorwurfe gemacht werden: stürmisch und kriegerisch waren jene Zeiten; die Kapitularien Karl des Grosen paßten nicht mehr; sie fingen an mangelhaft zu werden, weil die Sitten

eine andre Richtung bekommen hatten, die Staatsverhältnisse waren verändert worden. Deutschland hatte seit Karl dem Grosen Fortschritte gemacht; Herrscher von hohem Geiste hatten schon hie und da einen Funken Licht in die Nacht der Barbarey geworfen, und jene Gesetze mußten demnach unzureichend geworden seyn. Zudem waren diese Verordnungen der fränkischen Könige meistens negative Gesetze, und hauptsächlich gegen die Gewaltthätigkeiten damaliger Zeit gegeben: sie entschieden also in eigentlichen Rechtsfällen gar nicht, oder ihre Aussprüche waren Zweifeln unterworfen. Noch verhüllte Dunkelheit den Geist der Völker; und die Menschen hatten noch nicht gelernt, den Werth der Gesetze nach den Rechten der Menschheit und den Bedürfnissen der Gesellschaft abzuwägen. Das Recht beruhete auf Gewohnheiten oder willkürlichen Aussprüchen der Richter. In zweifelhaften Fällen blieb unsern Voraltern nichts übrig, als Zweykampf und Eidschwur. Auch Otto glaubte nach der Denkungsart seines Zeitalters, daß Gott die gerechte Sache im Zweykampfe unterstütze, und

gab auf dem Reichstage zu Stella *) (942.) davon ein merkwürdiges Beyspiel. Es entstunden grose Streitigkeiten über die Frage: ob Kinder, deren Eltern gestorben waren, gegründete Ansprüche auf die Verlassenschaft ihrer vielleicht noch lebenden Groseltern machen könnten, oder ob sie die Erbschaft den Geschwistern ihrer Eltern überlassen müßten, da sie nicht als unmittelbare Söhne könnten angesehen werden? — Der Kaiser, der die Edeln und Angesehenen des Volkes nicht mit Geringschätzung behandeln wollte, verordnete ein Kampfgericht zu Stella. Die streitenden Partheyen stellten ihre Kämpfer, und die Enkel siegten **).

Ein gewisser Cuno sagte von Ottens Tochter, der Wittwe des Herzogs Konrad aus: er hätte von ihr den Sold der Minne erhalten,

*) Strelen in Meissen.

**) Rex autem meliori consilio usus, noluit viros uobiles ac senes populi inhoneste tractari, sed magis rem inter gladiatores discerni jussit. *Witichind L. 2. p. 23.*

und würde ihr Gemahl werden. Den edeln Otto schmerzte diese Beschuldigung seiner geliebten Tochter. Er ließ die Herzogin vor sich kommen, um zu erfahren, ob sie schuldig wäre; aber sie betheuerte ihre Unschuld mit dem feyerlichsten Schwure, und empfing darauf das Abendmahl. Otto berief nun die Reichsfürsten zusammen, und lies ausrufen; wer mit Kampf und Streit die Herzogin vertheidigen würde, sollte der kaiserlichen Gnade versichert seyn. Da trat der Graf Burkard in die Schranken, kämpfte für die unbescholtene Tugend der Dame, und Cuno verlor im ersten Gange die rechte Hand *). Unter der folgenden Regierung verordnete ein Reichstag, daß zweifelhafte Fälle nicht mehr durch den Eid, sondern durch das Schwert entschieden werden sollten. Feige, Lasterhafte konnten

*) "Damit ist seine Ungerechtigkeit an Tag kommen, und der frommen Frauen durch Gottes Barmherzigkeit, dem sie ihrer Unschuld wegen wohlgefiel, aus dem unbilligen Verdacht geholfen worden." *Hist. Martisburg.* 2. B. S. 40.

also wenigstens nur aus einem Meineid keinen Vortheil mehr ziehen.

Nur der Frieden erzeugt weise Gesetzgeber; in Ottens Hand ist das Schwert nie erkaltet, was konnte er also für die Gesetzgebung thun? Und dennoch war er ein Wohlthäter seines Volkes: mit der Liebe eines besorgten Vaters und dem unerschütterlichen Muthe eines Helden, vertheidigte er die entschiedenen und herkömmlichen Rechte seines Volkes, wenn sie angetastet wurden. Mit rastloser Thätigkeit verscheuchte er das Unheil, das seinen Unterthanen drohte. Der Namen Vater des Vaterlandes, den er in der Schlacht gegen die Hunnen erfocht, war ihm theurer als sein Triumph; zu Zinna beklagte er das Vaterland und sein Volk, nicht sich selbst, und die Empörer unterwarfen sich gerührt einem Fürsten, der alles Unglück allein zu tragen wünschte. Allein auch mitten in den Stürmen des Krieges verschönerte er manche deutsche Städte und Gegenden. Davon ist Magdeburg noch heut zu Tage ein Beweis.

Unter seiner Regierung ward der ehemalige Glanz des öffentlichen Gottesdienstes wieder hergestellt, und weder die Gefahren des Krieges, noch die Geschäfte des Reiches konnten ihn abhalten, die Pflichten der Religion streng zu erfüllen. Wenn er ein heidnisches Volk besiegt hatte, war beynahe immer die Annahme des christlichen Glaubens die vorzüglichste Bedingung des Friedens. Die vielen von ihm gestifteten Bißthümer sind die Beweise von der ungeheuchelten und doch aufgeklärten Frömmigkeit Otto's; denn Otto kannte den Einfluß dieser Stiftungen, und die Wirkungen einer Religion, die Duldung und Liebe lehrt, auf die Herzen der Menschen. "Diese Anord-„nungen, sagt Mascov, ob sie gleich haupt-„sächlich auf die Ehre Gottes angesehen wa-„ren, nützten doch auch dem Staate nicht „wenig. Denn die Religion diente nicht min-„der, die nur erst bezwungenen Völker im „Zaume zu halten, als das Ansehen der Her-„zoge und Grafen. Diese Völker, da sie nun „stete Sitze bekommen, fingen an mehr Liebe „zu ihrem Vaterlande zu haben, und das

„Land fleisiger anzubauen, und mit ihren „Gemüthern schien der Boden selbst geschlach„ter zu werden *).“

Seine Freygebigkeit gegen die Geistlichkeit war grenzenlos, und Otto ist der Schöpfer der nachmaligen Macht des deutschen Clerus. Man macht ihm dies zum Vorwurfe, der auch nicht ganz ungegründet seyn mag. Indessen kann man Otto'n auch hierin entschuldigen. Die Geistlichkeit war damals nicht, was sie in der Folge wurde. Er hatte Ursache ein besonderes Vertrauen in sie zu setzen. Die meisten deutschen Fürsten kränkten den edeln Kaiser durch Empörungen und Undankbarkeit; allein die Geistlichkeit blieb ihm immer ergeben. Darum gab er den Geistlichen Herzogthümer und Grafschaften, die sie den weltlichen Fürsten gleich stellten. Auch bewieß die Geistlichkeit mehrmals bey wichtigen Gelegenheiten ihre Dankbarkeit, wo sein gutes Herz eben durch Undank war gekränkt worden. Kann man ihm

*) *Mascov. Comment. de rebus Imp. Rom. Germ. L. II. p. 112.*

also zur Last legen, daß in den folgenden Jahrhunderten dieser Stand sein übermüthiges Haupt empor hob, und die Wohlthaten des Grosen Otto brauchte, seinen Nachfolgern Trotz zu bieten? —

Ueberdies war Otto zu groß, sich von irgend jemanden beherrschen zu lassen. Nie war die Geistlichkeit unabhängig; der Kaiser behauptete über dieselbe alle Hoheitsrechte, und übte sie mit voller Gewalt aus. Otto wieß die Bischöffe Roms in ihre ehemaligen Grenzen zurück, die sie unter schwachsinnigen Fürsten und in abergläubischen barbarischen Zeiten ausgedehnt hatten. Er war es, der das alte Recht, ihre Wahl zu bestätigen, wieder geltend machte; er war es, der über Rom, Italien und die Päbste selbst herrschte. Die Geistlichkeit verehrte ihn als ihren Wohlthäter; aber sie fürchtete seine Macht. Um sie in Abhängigkeit zu erhalten, setzte er ihnen Schutz- und Schirmvögte, deren Ausspruch die Urtheile und Entscheidungen der Bischöffe aufhob. Diese mußten ihm die Heeresfolge leisten; er entschied ihre streitigen Wahlen, setzte manche

nach Willkühr ein, oder nahm ihnen ihre Pfründen, wenn sie ihrer Pflicht zuwider handelten. Er bestättigte als höchster Richter die Schlüsse mehrerer Kirchenversammlungen, die ohne seine Sanktion nie gesetzmäsige Kraft würden gehabt haben.

Otto kannte die Wissenschaften wenig. Die Musen und die Künste des Friedens fliehen, wo Schlachten donnern. Selbst seine Erziehung war so vernachläßigt worden, daß er nach dem Tode seiner Gemahlin Editha erst lesen lernte. Doch brachte ihm sein Bruder Bruno, der Erzbischoff von Kölln, einigen Geschmack an einer Art von Akademie bey *). Er lernte in der Folge die lateinische, romanische und slavische Sprachen, die er aber selten redete. In mehrern Klöstern und auf Schulen wurden ebenfalls die Wissenschaften eifrig betrieben, und dies beweißt wenigstens, daß Otto sie unterstützt habe. Von seiner Hochachtung für die Dichtkunst gab er ein glän-

*) Elemens d'histoire generale. Seconde Partie. Histoire moderne, par l'Abbé Millot. Tom. I. p. 257. 1773.

zendes Beyspiel und zugleich den Beweis, daß ein wahrhaft groser Mann kein Fach tief unter seiner Sphäre sieht, und jedes ausgezeichnete Talent zu schätzen weiß. Deutsche Sänger versammelten sich, und stritten um den Preis, den der erhabene Kaiser ausgesetzt hatte. Er gab dem Sieger eine goldene Krone *).

Otto war groß, ohne Prunk und Stolz, streng, ohne grausam zu seyn; seine Tapferkeit artete nie in Verwegenheit aus; immer war er sich gleich, immer Herr über sich selbst. Heiter war seine Stirne, wenn er eine Schlacht anordnete, oder den Plan eines Feldzuges entwarf, und heitrer, wenn er für das Wohl seines Volkes eine Anordnung unterzeichnete. Otto führte seine Kriege als Held und nie als Barbar. Einige Geschichtschreiber haben ihn mit Karl dem Grosen verglichen; dieser übertraf ihn vielleicht an Talenten, aber an Tugenden erreichte er ihn nicht. Politik lenkte alle Handlungen Karls, Otto überließ sich zu Zei-

*) Sieh Klopstocks deutsche Gelehrtenrepublik, 1 Th. S. 254.

ten dem Drange eines großmüthigen, guten Herzens. Seine Freygebigkeit war seiner grosen Denkungsart gleich; indeß erschöpfte sie seine Finanzen nicht. Die Reichthümer der eroberten Provinzen flossen in die Kasse des Staates. Die Beute, wovon ein Drittheil dem Könige gehörte, überließ er seinem Heere. Für sich behielt er nichts, als den Ruhm des Siegers. Sieben und dreyßig Jahre herrschte Otto. Laßt uns noch einmal auf das Tagewerk dieses grosen Mannes zurücksehen — was erblicken wir? Brüder empört gegen einen erhabenen Bruder; einen Sohn im Bunde gegen den besten der Väter; Böhmen, Slaven, Lothringer, Hunnen, Dänen, Franken, Italiener und Griechen bestürmend die Grundveste des deutschen Thrones; Undankbare im Innern des Reiches Untergang drohend; Feinde allenthalben — und Otto konnte am Ziele seiner Laufbahn mit Hochgefühl sagen: Alle habe ich gedemüthigt; die Ruhe und den Frieden habe ich zurückgeführt; die Sicherheit des Bürgers hergestellt; den Trotz der Mächtigen gebeugt, das Recht des Eigenthumes

verwahrt gegen die Anfälle edler Räuber; die heilige Religion verherrlicht, den Staat zu einer glänzenden Gröse emporgebracht! — Ja, dies alles that der einzige Otto, und sein Zeitalter konnte ihm keine andre Belohnung geben, als den Beynamen des Grosen; die Nachwelt nennt mit Bewunderung seinen Namen, und staunt bey dem Bilde des Erhabenen. Otto, vom heisesten Gefühl der Religion durchdrungen, sah auf die Hoffnungen der Zukunft; aber ihn belohnte schon hienieden sein Herz; denn das Bewußtseyn erfüllter Pflichten, gewährt auch der Seele eines Königes Seligkeit.

Otto war kein Krieger aus Neigung; er kämpfte nur für den Frieden. Das Schlachtgetümmel übertäubte in seiner Seele die sanfte Stimme der Menschlichkeit nicht; er war jeden Augenblick bereit, für sein Volk sich aufzuopfern. Otto's Leben war eine Folge von Kriegen und Schlachten; aber alle seine Kriege waren gerecht. Er hat nicht im Anfalle einer Fürstenlaune, aus nichtigen Ursachen,

oder hingerissen von politischen Ränken sein Volk auf die Schlachtbank geführt. Welcher Eroberer ist darin dem Grosen Otto gleich?

Er war unerschrocken, tapfer und standhaft; sein Scharfblick durchdrang schnell alle Verhältnisse; seine entworfenen Plane führte er mit einer erstaunenswürdigen Schnelligkeit aus. Er war in den Waffen grau geworden, aber am Ende seiner Tage schlug sein Herz noch eben so lebhaft für das Wohl der Menschen, wie in der Brust des feurigen Jünglinges. Die schönsten Züge in der Schilderung dieses grosen Kaisers sind die Treue, mit der er die geschlossenen Verträge und Bündnisse hielt; (denn nie hat Otto sein deutsches Wort gebrochen) und die dankbare Freygebigkeit, womit er die dem Staate geleisteten Dienste vergalt. Ein dankbarer Fürst! welche erhabene Lehre für die Herrscher der Nachwelt!

Rechnet nun diesem grosen Manne seine Andacht nicht zu hoch an. Finster war sein Zeitalter, der Geist der Menschen beugte sich vor dem Ausspruche der Priester, und diese waren selbst noch Barbaren. Wer hätte also

Otten die reine prunklose Religion lehren sollen? Die Vorurtheile häuften sich, die Religion war unkenntlich geworden, ihre Grundsätze waren verunstaltet, und die Priester nährten zum Theile jene falsche Begriffe, wodurch man sich von dem wahren Ziele der heiligen Religion entfernte; Ausschweifungen und Thorheiten waren daher die Folgen dieser Grundsätze. Die Diener der Kirche zu bereichern, war nach der damaligen Denkungsart das verdienstlichste Werk vor Gott, und ihn in seinen Heiligen zu ehren, die sicherste Gewährleistung der Seligkeit. Auch der biedere Otto ward hingerissen von diesem Wahne, den die Priester so sorgfältig nährten. Und doch ließ sein groser Geist sich nie von Priestern regieren. Otto war immer Selbstherrscher.

Otto war zweymal vermählt. Seine erste Gemahlin Editha war die Tochter des Königes Eduard I. von England. Sie gebar ihm Luidulfen, den Herzog von Schwaben, und Luitgarden, die Gemahlin des Lothringischen Herzogs Konrad. Nach Edithens Tode vermählte er sich mit Adelheiden, der Wittwe

des italiänischen Königes Lothar. Mit ihr erzeugte er Otto II., und Mathilden, erste Aebtissin von Quedlinburg. Eine edle Slavin gab ihm einen natürlichen Sohn Wilhelm, den er zum Erzbischoffe von Mainz machte. Dieser Wilhelm war zugleich Stadthalter von Thüringen.

Otto war majestätisch von Gestalt; sein Auge war feurig; seine Lebensart einfach und mäsig; und nur zu gewissen Zeiten zeigte er die Pracht des Kaisers. Nie vertauschte er die vaterländische Kleidung mit einer fremden. Sein Anblick foderte Ehrfurcht; aber sein freundschaftlicher Umgang riß zur Liebe hin. Er liebte die Tugend, und an seinem Hofe waren die reinsten Sitten. Otto verdient den Fürsten der Nachwelt zum Muster vorgestellt zu werden. Er war Held und guter Mensch in gleich hohem Grade: stellet nun die Kolossen der Geschichte neben diesen Otto — und vergleichet!

Peter Paul Rubens.

Begeistert von dem Anblicke der erhabensten Werke des grosen Rubens, unternehme ich es, sein Leben zu schreiben, und fühle ein stolzes Vergnügen, daß sein Geburtsort mich berechtiget, den von allen Nationen bewunderten, und, in so vieler Rücksicht, grösesten aller Künstler in der Reihe der grosen Deutschen aufzustellen.

Es war Zufall, daß sein Vater, Doktor der Rechte, und Rathsherr zu Antwerpen, wegen den Unruhen seines Vaterlandes, nach Köln zog, und Rubens hier *) geboren wurde: aber es war auch Zufall, daß seine Mutter, nach einem zehnjährigen Aufenthalt, durch den Tod ihres Gatten genöthiget ward, nach

*) 1577 am Tage der HH. Peter und Paul.

Antwerpen zurückzukehren; und wenn Flandern sich des Stammorts seiner Eltern, und der Schule seines ersten Unterrichts rühmt, so wird Deutschland nie der Ehre entsagen, sein Vaterland zu seyn.

Ich bin gereizt, alle die kleinen Umstände, die er in seiner Laufbahn mit andern Künstlern gemein hatte, zu übergehen, und gleich, durch Schilderung seiner herrlichsten Kunstwerke, ein Bild von der Gröse seines Geistes zu entwerfen. — Wo so viel ungewöhnliches, so viel einziges, so viel unerreichtes, und so viel unerreichbares zu erwähnen ist; warum sollte ich mich mit dem aufhalten, was sich auf dem gewöhnlichen Wege beynahe eines jeden ausgezeichneten Talentes findet? Wie viel sind Künstler, von denen man nicht erzählt, daß sie in ihren Lehrjahren schnelle Fortschritte in der Kunst machten? daß sie der Stolz ihrer Lehrer waren? daß sie reiseten, und die grosen Meister, die vor ihnen die Bewunderung der Welt auf sich zogen, studirten? Rubens folgte dem Winke seines Genius, ehe er Lehrer hatte.

Während er die Sprachen und Wissenschaften, worin er in den Schulen Unterricht erhielt, mit unbegreiflicher Leichtigkeit umfassete, sezte seine Fertigkeit, alles, was ihm vorkam, nachzuzeichnen, jedermann in Erstaunen. Vergebens gab ihn seine Mutter, um ihn auf die Bahn eines sicheren Glückes zu bringen, der Gräfinn Lalain zum Pagen. Ihm behagte die Lebensart der jungen Leute am Hofe, und überhaupt ein Leben ohne Thätigkeit nicht.

Der Verlust des grösesten Theils des Vermögens, den seine Mutter durch den Krieg erlitten hatte, kam ihm zu statten, und er erhielt endlich derselbigen Einwilligung, sich ganz der Malerey widmen zu dürfen, wozu ihm wohl den ersten Keim sein Vater, der seinen Geschmack für Künste auf Reisen besonders durch Italien gebildet hatte, mag eingepflanzt haben.

Erwähnt man seiner Lehrer, des Adam van Oort, bey dem er ungefehr zwey, und des Octav van Veen, bey dem er vier Jahre lernte, so geschieht es gewöhnlich, um ihr Zeugnis von den Fähigkeiten dieses seltenen

Jünglings anzuführen; aber wer sah je ein Gemälde von Rubens, und fragt nach dem Zeugnisse von Männern, die er so weit hinter sich ließ, obschon der lezte damals der Apelles der Flanderischen Schule genennt wurde? Ich würde sie blos um der Ehre willen, Lehrer eines so erstaunenswürdigen Künstlers gewesen zu seyn, nennen, wenn nicht ein besonderer Umstand hiebey selbst diesen Ruhm verdunkelte. Ich finde in der Lehre und dem Beyspiele dieser Künstler den Grund der Unvollkommenheiten, die dem Lehrling anhiengen, und von denen sich der grose Rubens nie mehr gänzlich loswinden konnte. Der Mann hört niemals vollkommen auf zu seyn, was der Jüngling war Die ersten Eindrücke der Seele verlieren sich so wenig ganz, als die erste Form des Körpers.

Rubens war nun einmal durch den Geschmack der niederländischen Schule gebildet, und blieb ihm in seinen meisten Werken treu: wenigstens wird sich kaum ein Gemälde von seiner Erfindung vorfinden, das vollkommen rein von den Spuren dieses Geschmackes wäre.

Der vieljährige Anblick der schönen Gemälde der vortrefflichsten Italiänischen Meister konnte ihm nur einen schwachen Entschluß einflößen, seinen Figuren, wo es schicklich gewesen wäre, die edelsten Formen zu geben. Er schien sogar manchmal diesen Geschmack zu vertheidigen, indem er sich auf seine Beobachtungen der Natur bezog, die unendlich mannigfaltig wäre, indeß das zu genaue Nachahmen der Antiken den Figuren ein Ansehen gäbe, als wenn sie von Marmor wären; — Die Natur bringe nicht zween Köpfe oder Figuren hervor, die einander vollkommen ähnlich sähen; die Abwechslung gehe bey ihr ins Unendliche; die Nachahmer der Antiken begiengen oft den Fehler der Wiederholung; man müsse mehr der Natur als den Antiken folgen. Wenn dis wirklich die Sprache des Rubens war, wie es seine Lebenschreiber von ihm erzählen, und wie es seine Werke selbst wahrscheinlich machen; so konnte er doch nur von mittelmäsigen Künstlern sprechen, die so genau die Antiken nachbildeten, daß ihre Figuren Marmor scheinen, und sie den Fehler der Wiederholung begehen

mußten. Ist dem Auge des Genie's nicht auch die schönere Natur mannigfaltig? Folgt nicht schon selbst daraus, daß die Natur nie zween ganz ähnliche Köpfe hervorbringe; daß auch die edleren Formen der Natur bis ins Unendliche verschieden sind? — Begiengen die grosen Meister des Alterthums, und ihre treuesten Nachfolger die berühmtesten Künstler der römischen Schule den Fehler der Wiederholung mehr in ihren Köpfen und Figuren, als die Maler, welche die Natur ohne Auswahl nachahmeten, als Rubens selbst, der grose Forscher der Natur? Und endlich, muß man, um abwechslend zu seyn, zu einem Engel, zu einem Christus, zu einem Apoll, zu einer Venus und Grazie, eine plumpe Menschenfigur kopiren, und dadurch den ersten Zweck der Darstellung verfehlen, wie man es oft bey den grösesten Meistern der niederländischen Schule sieht? Die Natur ist immer das beste Modell des Künstlers: aber der Künstler ist der vortreflichste, welcher aus tausend und tausend Gegenständen, die sich ihm darbieten, den vollkommensten, den reizend-

zendsten, den treffendsten zu seinem Zweck herauszuheben weiß.

Rubens wurde in allen Theilen der Kunst groß und vollkommen; die Natur gab ihm alles, was sie ihm geben konnte, um ihn zum grösesten aller Maler zu bilden; sie gab ihm alles ohne Beschränkung; sie schien zu vergessen, seinen erhabenen Fähigkeiten die gewöhnliche und gleichsam erfoderliche Zugabe menschlicher Schwachheit anzuhängen. Der Zufall, daß er kein Zögling der römischen Schule wurde, mußte, so zu sagen, dies Versehen ersetzen, und Rubens ist nun, durch das Geschick und äussere Umstände, was sonst die grösesten Männer dem Gang der Natur nach bleiben, ein Künstler, den man wenigstens von einem Tadel nicht ganz frey sprechen kann. Dies sey zur Befriedigung derer gesagt, die bey Rubensischen Gemälden sich meistens an dem aufhalten, was am wenigsten an Rubensischen Gemälden in Betrachtung zu ziehen ist. Sie sollen aber auch bedenken, daß wenn Rubens hie und da, das Vollkommenere, das Edlere der Natur nicht zeichnen wollte, sein Werk

oft eben dadurch an Natur, an Wahrheit, an Kraft und Leben gewonnen habe.

Im drey und zwanzigsten Jahre seines Alters reisete er nach Italien. Er war von dem Erzherzog Albert dem Herzoge von Mantua, Vinzent Gonzaga, empfohlen. Kaum sah dieser Fürst, der ein Kenner und leidenschaftlicher Freund der Künste, und besonders der Malerey war, einige Gemälde von Rubens, so wendete er alles an, den Künstler zu bewegen, an seinem Hofe zu bleiben.

Der Herzog besaß die schönsten Werke des Julius Romanus. Dies war der wirksamste Reiz für Rubens, den Antrag des Herzogs anzunehmen. Der junge Künstler fand in denselben eine ganz neue Nahrung seines Geistes. Welch ein Unterschied zwischen diesen erhabenen Kompositionen und jenen eines Floris, Stradanus, Sprangers, van Oort, und anderer niederländischen Maler, die bisher sein einziges Studium seyn konnten! Rubens schien den Entschluß gefaßt zu haben, die berühmtesten Meister, in dem, worin sie am vollkommensten waren, zu übertreffen,

und in sich alle die erhabenen Eigenschaften zu vereinigen, wovon eine einzige den Ruhm der Unsterblichkeit jedes andern gegründet hätte.

Das Verdienst, wodurch Julius Romanus alle Maler seiner Zeit übertraf, und das Erstaunen aller Kenner geworden war, bestand in der Großheit und dem Feuer seiner Kompositionen; in der Erhabenheit und dem Reichthum seiner dichterischen Erfindungen, und in dem geistigen seiner stolzen und schrecklichen Ausdrücke. Rubens sah hier nun seine grose Laufbahn vor sich; er sah den höchsten Punkt von drey Hauptheilen der Malerey, nach welchen er, um seinen Plan zu befolgen, mit dem grösesten aller Meister zu ringen sich entschliessen mußte. Rubens unternahm den Kampf, und wie es ihm gelang, zeigen izt viele hundert seiner Gemälde, deren jedes tausend Meisterwerke anderer übertrift, und in Ansehung der Erfindung, und des Ausdruckes kaum einem vorzüglichern weicht. Es ist schwer, zwischen den grösesten Männern eines Faches Vergleichungen anzustellen; es ist oft verwägen, zu entscheiden, und einem

den Sieg zuzusprechen; aber es ist schön und reizend, Vollkommenheiten abzuwägen; es ist der Kunst vortheilhaft, das Vollkommenere zu erkennen, und es ist offenbar, daß unter zween Kämpfern nur einer der Unüberwundene seyn kann.

Julius Romanus hat eine glänzende Reihe unsterblicher Werke von erhabener Komposition verfertigt. Sein Jupiter, der den Phaeton zur Erde schleudert; die Bestürzung der versammelten Götter; die Plejaden, die den Phaeton beweinen, und Neptun auf seinem Wagen; sein Zaleukus und Regulus; die Geburt Jupiters; das Bad der Nymphen; Meleager und Atalanta; die Bacchanale der Götter; der Triumph des Titus und Vespasian; die Einnahme von Karthago durch Scipio; die Riesen unter den Gebirgen zermalmt ꝛc. ꝛc., welche Werke! welcher Reichthum an Gedanken! welche Gröse der Dichtung! welches Feuer, und welche Wahrheit des Ausdruckes! welche Bewegung in den Figuren! welche Klugheit in den Anordnungen! welche anziehenden Gruppen!

Jeder, der diese herrlichen Gemälde mit forschendem Blicke anschaut, wird in Erstaunen, und zugleich in Versuchung gerathen, zu glauben, er erblicke die Grenzen menschlicher Fähigkeiten; und dennoch geht der Schwung des grosen Rubens noch höher; sein Geist ist noch unerschöpflicher an Erfindung, sein Verstand sinnreicher für die Darstellung, und sein Herz glühender, seine Gefühle mitzutheilen. Julius Romanus benuzt als Maler die vorhandenen Dichtungen und Geschichten, und stellt sie meisterhaft bis zum Entzücken dar; Rubens gibt fast in jeder seiner Kompositionen eine neue Dichtung: er erscheint vorzüglich als Schöpfer: die Fabel und Geschichte sind ihm oft blos ein Vehikulum, seine grosen Ideen zu versinnlichen. Julius Romanus schildert wahr: Rubens läßt uns die Besinnung nicht; wir sind gerührt und hingerissen, ehe wir an Ueberlegung und Prüfung denken. Julius Romanus stellt uns eine Fabel, eine Geschichte, so glücklich, so schön, so vollkommen dar, daß der strengste Kenner an seiner Erfindung und Komposition nichts misset, nichts mehr

von dem Künstler fodern darf; das Genie des Rubens findet unter Millionen möglichen Darstellungen eines Gegenstandes, die alle tadelfrey seyn könnten, die alleranziehendste, die allerwirksamste, so, daß jedes andere Genie erstaunt bekennen muß: über einen solchen Gedanken reiche kein anderer. Wenn Rubens den Krieg vorstellt, so tritt der Kriegesgott aus dem Tempel des Janus, geharnischt, das blutige Schwerdt in der einen Hand, mit der andern den ehernen Schild emporhaltend. Unter seinen Füssen windet sich die zertretene Menschheit: er schreitet unempfindlich fort über die Künste und Wissenschaften, die ohnmächtig über ihren zerbrochenen Attributen daliegen. Die Furien und andere Ungeheuer der Hölle stürmen vor ihm her; Alekto schwingt die schauerliche Fackel im schwarzen Nachtgewölke, und reißt ihn schnellen Flugs mit sich fort. Der Schrecken ist auf dem Angesicht der Künste gezeichnet, und man glaubt das Wimmern einer hinsinkenden Mutter und des Kindes in ihren festgeschlungenen Armen, und das Geheul der Furien zu hören. Vergebens

umschlingt die Göttinn des Vergnügens, der Schönheit, der Liebe, Mavors Gemahlin, umgeben von Liebesgöttern seine Rechte, strebt, ihn zurückzuhalten, versucht eine zärtliche Umarmung, die ein über ihren Häuptern schwebender Amor begünstiget. Die Mine des grausamen Gottes ist zurückschreckend, sein Schritt schnell, Unempfindlichkeit bezeichnet seinen ganzen Anblick, und Blutdurst sein Auge. Das jammernde Europa stürzt hinter ihm her mit zum Himmel ausgestreckten Armen, Thränen auf den Wangen, und grenzenloser Wehmuth im Blicke. In der Ferne siehet man das Gewühl der Schlachten, und das Mordbrennen der Krieger. Ein traurender Genius, die Weltkugel mit dem Kreuze haltend, zeigt, daß die Zwietracht unter Christen ist.

Welch ein Bild! welch eine Dichtung! welch ein einziger Gedanke: Mars zwischen dem sich anschmiegenden, zarten, weichen, blendenden Körper der Liebesgöttin, mit dem sanftfliegenden, blondlockigten Haare, mit dem Traurigkeit, Liebe und Zärtlichkeit schmach-

tenden Antlitz, und der gräßlichsten der Höllenfurien mit der eisernen Stirne, dem morddrohenden Blicke, den fürchterlich in die Wolken hingesträubten Haaren, den verzerrten Wangen, und dem brüllenden Rachen!

Nein! so eine feurige, dichterische Erfindung und Komposition kennen wir von Julius Romanus nicht, von keinem Künstler neuerer und älterer Zeiten. Und wie viel deren besitzt die Kunstwelt von Rubens! oder vielmehr beynahe alle die berühmten Kompositionen des grosen Rubens haben verhältnismäsig denselben Schwung, sind von demselben Feuer belebt; sie unterscheiden sich nicht durch mehr oder weniger Geist, der in denselben athmet, sondern durch mehr oder weniger Erfordernis des Gegenstandes, den er bearbeitete.

Wie viel Maler versuchten nicht, eine Schilderung von der Versöhnung der Sabiner zu geben? Auch Rubens bearbeitete diesen Gegenstand. Welche Gruppen von weiblichen und männlichen Figuren! von zärtlichen Gattinnen, und wilden Kriegern! Mit gerungenen Händen, laut weinend und jammernd

und Schonung flehend drängen sich die edeln Sabinerinnen zwischen die racheschnaubenden Krieger: Sie werfen sich auf ihr Angesicht, umschlingen die Füsse der Pferde, und beschwören das Mitleid der grausamen Würger; andere dringen zwischen Lanzen und Schwerter in die Arme, an die Brust ihrer erzürnten Väter und Brüder; andere pressen mit weggewandtem Angesicht ihre Kinder in dem Mutterarm, oder halten sie empor, und der Mordstahl entfällt dem gerührten Soldaten.

Geistige erhabene Gedanken! doch sind sie alle von der Art, daß sie vielleicht keinem guten Talente, welches die Geschichte und den Gegenstand durchdenkt, entschlüpfen würden. Es kommt nur auf gute Anordnung der Gruppen, auf richtige Vertheilung des Lichts und Schattens, und den lebendigen Ausdruck in den Gesichtern an, um eine glückliche, tadelfreye und ganz vortrefliche Komposition von diesem glänzenden Zuge der Römischen Geschichte aufzustellen — aber der grose, der einzige, der alles erschöpfende Gedanke, dem alle jene tief untergeordnet sind, konnte nur

eine Geburt jener schöpferischen Einbildungskraft seyn, mit welcher die Natur noch keinen Maler wie Rubens begabt hat. Die Edelste der Sabinerinen erscheint in der Mitte des Gedränges im vollen Licht, und zieht gleich jedes Auge auf sich. Ihre Hände sind nicht über ihrem Haupte gerungen, oder zu dem Himmel emporgestreckt; ihr Angesicht ist nicht in Thränen gebadet, ihr Knie nicht gebeuget, und auf ihren Lippen schwebt keine Bitte. Voll Würde und edler Gröse steht sie da, legt ihre Hand auf ihren schwangern Leib: ihr Antliz ist ganz Schmerz und Wehmuth, ihr Blick, in dem eine Thräne zittert, ein Sehnen nach Schonung, nach Erbarmen, nach Frieden: ein Sehnen, zu dessen Beschreibung keine Sprache hinreicht. Die ehernen Herzen erweichen; die Krieger schaudern zurück; die Grausamkeit scheint sich in Mitleid, und die ganze schreckliche Scene in Ruhe zu verwandeln.

Wer in der Mannheimer Galerie dieses Gemälde, oder in dem Gemälde diesen Gedanken übergeht, der verschwende sein Erstaunen an die mit gränzenlosem Fleiße gemalten

Haare an dem Kopfe eines Herkules, oder an ein bis zur Täuschung geschildertes Küchengeräthe eines künstlichen Handwerkers.

Das Genie des Rubens war so reich an Gedanken, so schnell: er führte seinen Pinsel auf so mannigfaltige Art, und entfernte sich oft von dem Konventionellen so sehr, daß man öfters glauben könnte, er habe sich über die bestimmten Regeln der Malerey hinweggesetzt. Wer aber in den Geist seiner Gemälde dringt, der sieht bald, daß niemand mehr als dieser Maler der Natur die ächten Grundsätze der Kunst gekannt habe.

Sein erstes und nie verfehltes Augenmerk war immer, die Hauptleidenschaft, die er vorstellen wollte, vollkommen auszudrücken. Wie angenehm weiß er nicht das Auge, bey der Menge seiner Figuren, durch ihre Verbindung und den Kontrast der Massen fest zu halten! Welche herrliche Haltung des Grunds und der Gruppen! Rubens hatte die Maxime in seinen Gemälden, worin viele Figuren sind, drey Hauptgruppen anzubringen, davon die Mittelste durch die Stärke und Lebhaftig-

keit der Farbe das Auge auf sich, als auf den Mittelpunkt zieht. Zum Beyspiel im Kindermord, der so viele Gegenstände enthält, zieht eine verzweifelnde Mutter, deren Schmerz auf eine unbeschreibliche Art ausgedrückt ist, gleich alle Aufmerksamkeit auf sich; der Himmel, die Engel, die Figuren und Gebäude haben alle eine leichte Farbe, und machen zusammen nur einen hellen Grund aus, so wie die vier bewaffneten Soldaten, und der Eingang des Gerichtshauses, nur ein Braun haben. In dem Sabinerraub giebt der Himmel mit dem Gebäude und den Soldaten in der Entfernung einen hellen Grund zu dem Amphitheater, das nebst allen darin befindlichen Figuren wieder zu einem andern Grunde den näheren Figuren dient. Im Urtheil des Paris entsteht aus den Satyren, der Zwietracht in den Wolken, und der Landschaft zusammen ein Grund von einem sanften Braun, das die Gesichtsfarbe der drey Göttinnen desto mehr hebet, und in ihrem Glanze zeiget.

Wo es aber der Plan des Gemäldes erfodert, daß die beyden Seitengruppen mehr im

Vorgrunde stehen als die Hauptgruppe, so hebt er diese durch das angebrachte Dunkel so heraus, daß sie die Seitengruppe beherrscht, und sie gleichsam zwingt, sich zurückzuziehen.

Die Stellungen seiner Figuren sind mehr oder weniger edel, nach der Beschaffenheit der Personen, die sie vorstellen, und immer der Natur getreu. In ernsthaften und ruhefordernden Gegenständen sind sie lebhaft und reizend, wie im Urtheil des Paris; und in unruhigen Handlungen sind sie in angemessener Bewegung und ohne Affectation kontrastiret, wie die Löwenjagd, die Amazonenschlacht und der Sabinerraub. Die Falten der Gewänder behandelt er so geschickt, daß sie, ohne ihr Wesentliches zu verlieren, die Glieder und ihre Gelenke angenehm zeigen. Diese Falten machte er so groß als er konnte, und die Natur des Gewandes es erlaubte. Man sieht in seinen Arbeiten alle Arten von Stoffen, durch ihre Falten, und das ihnen angemessene Licht unterschieden.

Raphael machte schöne Falten, nahm aber wenig Rücksicht auf die verschiedene Natur der Stoffe. Titian ahmte diese oft genau nach, malte aber selten gute Falten.

Rubens verstand die Anatomie vollkommen, und zeichnete in einer grosen Manier mit Geschmack und bewundernswürdiger Leichtigkeit Figuren von allen Verhältnissen und Thiere aller Art.

Obschon er sich nicht ganz an den Geschmack der Antiken binden wollte, so hob er doch oft die schönste Natur, die ihm sein Land darbot, nach Erfordernis, heraus, und setzte aus seiner Idee das Grose und Edle, seinem Gegenstand Angemessene, hinzu. So sind, z. B. die Bachantinnen und Satyren von einer eben so schönen Wahl in ihrer Art, als es die drey Töchter des Cecrops in dem Gemälde des Ericton, in der ihrigen sind.

Die Konturen des Rubens geben dem Nackten den wahren Charakter des Fleisches, wie er es nach Alter, Geschlecht und Stand anzeigen wollte. Im Ritter Georg haben der Heilige und das Mädchen ein ihrer Würde

angemessenes Verhältnis, eine majestätische Stellung, eine Grazie und Erhabenheit, die Ehrfurcht einflöset, dagegen die drey Weiber dabey, eine weniger vortheilhafte Taille. Alle anderen Figuren dieses Gemäldes sind in verschiedenen Verhältnissen, nach der Verschiedenheit ihres Standes und Alters gezeichnet.

Der Hauptzweck der Kunst ist Wirkung: die höchste Wirkung ist der höchste Ausdruck der Leidenschaften. Dieser ist ihm sowohl im Sanften als im Heftigen auf die erstaunenswürdigste Weise gelungen. Im Urtheil des Paris erscheint der Schäfer zwar in einer ruhigen Handlung, und sein Gesicht ist ohne heftige Bewegung: man sieht aber sehr leicht, daß seine Seele mit der zu treffenden Wahl stark beschäftiget ist. Im Kindermord nimmt man den Schmerz der Magistratspersonen unter der angenommenen politischen Standhaftigkeit wahr. In der Abnehmung vom Kreuz ist die vom Schmerz niedergeschlagene Mine der H. Jungfrau auf eine so rührende und eigene Art vorgestellt, daß sie keiner andern Mutter

in ähnlicher Gelegenheit als der Mutter Gottes angemessen seyn kann.

Die Ursache, sagt Mengs, warum Raphaels Werke nicht einem jeden sobald, wie andere Werke gefallen, ist, daß seine Schönheiten, Schönheiten der Vernunft, und nicht der Augen sind: also nicht gleich durch das Gesicht gefühlet werden, bis sie den Verstand gerühret haben; alsdann werden sie erst gefühlt. Da nun viele Menschen den Verstand von sehr schwachem Gefühle haben, so fühlen sie oft die Schönheiten dieses Malers gar nicht. Raphael hat sich die Bedeutung zum Hauptvorwurfe genommen, und in ein jedes Bild, nachdem es die Geschichte verlangte, eine andere, und unterschiedene Bedeutung gebracht. Dieses Lob ist für Rubens zu gering: seine Kompositionen sind so geistreich, seine Gruppirungen so geschmackvoll, sein Ausdruck ist so bedeutend, so treffend und voll Seele, seine Gedanken haben einen so erhabenen Schwung, daß er zwar mit Recht ein Maler für den Verstand, und der gröseste genennt werden muß. Aber da er wegen eines andern

Haupt=

Haupttheiles der Malerey, mit gröseren Künstlern, als Raphael war, um den Preis rang, und in der Wärme, in der Anmuth, in dem Leben des Kolorits, alle, die ihm den Weg zeigten, und alle, die ihm nachahmeten, besiegte, so war er auch der gröseste Maler für das Auge. So bald er die schönen Gemälde von dem Zauberpinsel Paul des Veronesers, und Titians sah, verließ er die Manier des Caravagio, von der er sich anfangs hinreißen ließ. Diese Werke sah er in Madrid und Venedig, wohin er während der Zeit, da er bey dem Herzog in Diensten war, reisete.

Derselbe sandte ihn auch nach Rom, die vorzüglichsten Gemälde daselbst zu kopiren. Seine Nachahmungen, die als zweyte Originale angesehen wurden, und die grosen Gemälde, die er in der Kirche vom H. Kreuze zu Jerusalem verfertigte, sind nicht das Merkwürdigste dieser Reise. Rubens hatte auf diesen beiden Reisen alles, was die Schulen Italiens herrliches jemals erzeugten, gesehen. Es war nun nichts in der Welt, das seine Werke verdunkeln konnte, wenn er im Wettei-

ser mit den grösesten Meistern in der Farbengebung, in der Kenntniß der Wirkungen des Schattens und Lichtes, eben so glücklich seyn wird, als er es mit den Berühmtesten, in Betreff der Erfindung, Komposition und des Ausdrucks geworden ist.

In Rom fand Rubens an den Gemälden Raphaels, so sehr sie die Bewunderung aller Zeiten ausmachen werden, in Ansehung des Kolorits, wenig oder nichts, was seine Eifersucht erregen, oder seiner Lernbegierde Nahrung geben konnte. Er sah diese Wunderwerke der Kunst, wie Cäsar, die Siege und Eroberungen des Scipio las: das Gröseste darinn war ihm nicht so fremd, als das weniger Grose. Selbst das, worin Raphael der unerreichbarste ist, die sinnvolle Erfindung, die Grosheit der Komposition, des Ausdrucks, und, wie Mengs sagt, die Bedeutung, konnten nur sein Wohlgefallen, nicht seinen Neid, nicht sein Erstaunen erregen. Auch kannte er schon diesen Fürsten, ich will auch sagen, diesen Gott der Malerey, in seinem unsterblichsten Schüler, dem Julius R.; und da ich

bemerkte, daß der Geschmack seiner Schule ihn in einem wichtigen Theile der Kunst oft unter jenem ließ, so ist es nicht verwegen, wenn ich sage, daß in allen andern Theilen die besten Gemälde eines Rubens, den besten Gemälden Raphaels den Preis abgewinnen.

Man wird wohl keine Schilderung des Rubensischen Kolorits von mir verlangen. Es giebt keine Worte, welche Farben des Lebens, und Züge des Geistes vor das Auge hinzaubern. Wer noch kein Gemälde von Rubens sah, der bleibt für jede Schilderung vielleicht ein Blinder; und wer deren sah, dem ist jede Beschreibung kalt, saftlos, und eine ohnmächtige Verwegenheit. Doch welcher Kunstfreund sah nicht Gemälde von Rubens, und welches Auge habe ich nicht zum Zeugen, wenn ich ihn im Kampfe mit den vier vortreflichsten Meistern der Farbengebung darstelle, und den Ruhm, den er ihnen abrang, bestimme. Caliari, oder Paul der Veroneser ist vorzüglich wegen der Frischheit seines Kolorits berühmt: Corregio verstand, bis zum Unglaublichen, die Ver-

theilung und Anwendung, die Annehmlichkeit und anziehendste Harmonie des Lichts und Schattens: Tintorets Kolorit ist Kraft und Leben: Titian malte Landschaften und Figuren nach der Natur, beobachtete die Wirkung der Dinge in jedem Lichte, und übertrug das wärmste Kolorit der Natur in sein Gemälde. Um die Wirkung zu verstärken, malte er ein Fleisch, das viel Mitteltinten hatte, ganz in Mitteltinten, und das wenige hatte, ohne dieselben. Er ist in diesem Theile der Malerey ganz Wahrheit, ganz Natur, besonders ist sein weibliches Fleisch bis zur Täuschung weich und lebend.

Rubens war nur sieben Jahre überhaupt in Italien, und hatte selten Gelegenheit, und nur wenige Zeit, die Werke dieser vier grosen Künstler, ausser jenen des Coreggio im Pallaste seines Herzogs zu sehen. Wer muß nicht einen bewundernden Blik auf die Launen der Natur werfen, wenn er sieht, daß sie mit Gaben, welche sie so sparsam vertheilet, hie und da einen einzelnen überschüttet, und ihn zum Stolze eines Jahrhunderts, ei-

nes Jahrtausendes werden läßt? Es ist bekannt, daß Rubens weder dem Caliari in der Frischheit, weder dem Correggio in der Anmuth, weder dem Tintoret in der Kraft, noch endlich dem Titian in der Wahrheit und Wärme des Kolorits weicht. Es ist bekannt, daß er auch von jedem dieser Meister das Vortreflichste in sich vereiniget. Er arbeitete seine Gemälde nach Willkühr, bald im Geschmacke des Titian; bald des Caliari, und bald im Geschmacke von beiden zugleich. In keinem Gemälde Titians sind feinere und delikatere Tinten, als in der Andromeda von Rubens.

Er zeigte durch diese Figur daß er seine Arbeiten aufs feinste ausmalen konnte, wenn er wollte, und es für nöthig hielt. Durch seine anderen Gemälde beweißt er, daß diese grose Genauigkeit unnütz ist, weil sie die ganze Wirkung hervorbringen, die man davon erwartet. Ausserdem daß eine so mühsame und viele Geduld erfordernde Ausmalung sich wenig mit dem höchstlebhaften Temperament und feurigen Genie des Rubens

vertrug, so fand er auch aus guten Gründen nicht für dienlich, solche in dem grösesten Theile seiner Gemälde zu gebrauchen; indem grösere Stücke nicht ganz nahebei gesehen, oder gar in die Hand genommen werden. Dagegen malte er die kleinern Gemälde, die dem Gesicht näher gebracht werden müssen, so fein aus, als es nur immer Titian hätte thun können. Die Gemälde der Susanna und Andromeda sind hinlängliche Beweise hievon. Ein anderer Grund war, weil bei der feinen Ausmalung viele Tinten und Farben verwischt werden müssen, welches aber besonders in einiger Entfernung den Farben vieles von ihrer Lebhaftigkeit und Glanz benimmt, so daß jenes, was in der Nähe frisch und vollkommen erscheint, in einer mäßigen Entfernung sich verdunkelt. Deshalb verhütete Rubens, so viel er konnte, seine Farben zu ersäufen, und begnügte sich, solche an ihrem Ort anzubringen, und sie nur nach dem Verhältniße der Entfernung des Gemäldes zu verwischen. Nur dann gieng er von diesem Vorsatz ab, wenn

er den Geschmack Titians, wie in seiner Andromeda und Susanna, oder den Geschmack des Paul Caliari, wie in seinem Erikton, nachahmen wollte.

Rubens kannte seine Kunst in ihren tiefsten Geheimnißen und im weitesten Umfang aller Kräfte der Darstellung in jeder Art. Mit Geist und Ueberlegung nahm er Rücksicht auf den Ort und das Licht, wohin seine Gemälde bestimmt waren, und berechnete genau die Wirkungen, die sie dadurch hervorbringen sollten. Wer sollte glauben, daß dies besondere ihm eigne Geheimniß nicht nur oft mißkannt wurde, ja Anlaß zu Vorwürfen gab, die man ihm machte? Viele seiner Gemälde sind nun aus dem ihnen angemessenen Platz gekommen und in entgegengesetzte Verhältnisse von Optik, Perspektiv, Entfernung und Licht gestellt, und dadurch von manchen beschränkten Köpfen ganz unrichtig beurtheilt, und getadelt worden.

Vergleicht man Erfindung und Composition groser Männer, so kann nur Nachdenken und strenge Prüfung des Kennergeistes

die Vorzüge finden: aber welcher Laye stand je vor dem Gericht, oder Mariens Himmelfahrt, oder dem Engelsturze, oder den unnachahmlichen Landschaften, oder sonst einem Rubensischen Wunderbilde von ähnlicher Schönheit? Wer sah diese frappante Massen von Schatten und Licht, dieses Hervortreten der Figuren, diese Milderung der stärksten Schatten durch helle Gegenstände, diese beweglichen, zurückfliegenden Gewänder, diese Harmonie der Farben, diese durch die Bewegung einsinkenden, und wieder aufschwellenden, oder sich verlierenden Falten, diese in den Lüften wallenden Haare, dieses verschiedene, durch weise Vertheilung des Lichtes nuancierende Erz der Harnische, Waffen, und Helme, diese durchsichtigen Lüfte, diese geschmolzenen, leichtschwebenden, und diese donnerschwangeren Gewölke, diese reinen vom Morgenroth lachenden Scenen, diese glühenden Mittage und duftenden Abende, diese vom Athem der Winde gebeugten Wipfel der Berge, und verwühlten Thäler, diese schwan-

kenden Bäume, und empörten Fluten, diese in sanftem Mondscheine sich spiegelnden Teiche, und anmuthig dämmernden Nächte, diese im Sturm bebende Schöpfung, diese täuschenden Fernen und gleichsam auf den Wink des schöpferischen Künstlers im vollsten Lichte hervorschwebenden göttlichen Körper, dieses Fleisch der weiblichen Glieder, weich, zart, kraftvoll, blendend, gleichsam durch Blut erwärmt, lebendig, oft zur Wollust, stets zum Erstaunen anziehend und entzükend — — wer, sage ich, sah je alle diese Zauber der Farbengebung in den unsterblichen Werken des Rubens, und bekannte nicht, vom überraschendsten Gefühl gedrungen, daß nie ein Kunstgenie war, welches nicht Rubens in diesem glänzenden Theile der Malerey besiegte?

Hier stimmt jedermann ein; aber eine Bemerkung, die ich hier machen muß, die zwar niemand, als seinen trockenen Biographen, oder vielmehr Kronikschreibern entgehen konnte, erhebt sein Kolorit auf den höchsten Grad des Verdienstes. Die Gemälde jener

berühmten Künstler glichen jenen anmuthigen Blumenbeeten, worinn die frischesten, lieblichsten und gefälligsten Farben, in entzückender Mannigfaltigkeit und Harmonie den Blick reizten und erquickten; aber sie hatten meistens ihren kurzen Frühling, welkten theilweise dahin, und überließen den Raub ihrer vorzüglichsten Schönheiten einer flüchtigen Zeit. Wie viel Gemälde von Tintoret und Corregio sind beinah zur Hälfte abgestorben! Ich sah einen ganzen Saal von Titian, worin die herrlichsten Gemälde zum grösesten Theile verdunkelt, und gleichsam in's Reich der Schatten übergegangen sind. Das Kolorit des Rubens lebt gleichsam in dem Stral eines ewigen Frühlings. Zwei Jahrhunderte haben noch keine Blume seiner Schönheit vertilgt. Wenn man in einen Saal Rubensischer Gemälde tritt, so glaubt man, unter lebenden Menschen zu stehen. Erstaunen ergriff mich, als ich in der Lichtensteinischen Galerie mich von stolzen und grosen Römern, die eben die erhabensten Handlungen üben, umgeben sah; ein Schauer überfiel mich, als in

dem Belvedere plötzlich von den Wänden Tyger und Leoparden auf mich zusprangen. Dieß Leben, diese Bewegung, diese Fülle der Kraft in den Gemälden des Rubens findet man in keinem anderen Kunstwerke des Erdkreises. Daher erschöpften vergeblich die grösesten Kupferstecher: Pontius, Vorstermann, Bolswerk, de Jode, und andere, selbst unter seiner Leitung, alle Stärke ihrer Kunst, um Rubensische Gemälde nachzuahmen. Ihre besten Stücke sind neben den Originalen saftlos, kalt, matt, und unausstehlich. Sie thun beinah nicht mehr Wirkung als der Schattenriß eines Herkules neben dem Herkules selbst. Doch werden diese Kupferstiche gesucht und geschätzt, weil sie noch immer grose Vorzüge vor vielen andern haben; indem sie wenigstens einige Idee der Rubensischen Erfindungen, Kompositionen, Gruppirungen und Ausdrücke geben.

Ich würde diesen Künstler den Shakspear der Malerey nennen, wenn letzterer in Ansehung der Kompositionen, der Wirkung im Ganzen, und des allesumfassenden Geistes mit ihm zu vergleichen wäre.

Der ungeheuere Kreis der vielfältigen Kenntnisse und Kunstvollkommenheiten, worüber sich Rubens verbreitete, giebt seinem Talente den glänzendsten Vorzug. Das Feld der Malerey ist so weitläufig, so unbegränzt, und jede der mannichfaltigen Abtheilungen desselben so wichtig; daß ein Geschicht- Thier- oder Landschaftmaler, der nur einige Theile seiner Kunst mit ausgezeichneter Geschicklichkeit umfaßt, seines Ruhmes, seiner Unsterblichkeit gewiß ist. Rubens war nicht nur in allen Theilen der Kunst gros, und wie schon mehrmals gesagt wurde, der Gröseste, sondern er umfaßte auch alle Gattungen der Malerey mit gleicher Schöpfungskraft. Bildnisse, Geschichten, Thierkämpfe, Seestürme, Schlachten, und Landschaften entstanden in gleicher Vollkommenheit unter seinem Pinsel. Sogar die Baukunst ließ er nicht ausser seiner Sphäre. Er zeichnete die schönen vielfältigen und geschmakvollen Palläste von Genua, wo er sich auf seinen Reisen am längsten aufhielt, und gab sie in ei-

nem eigenen Werke in Kupfern heraus, welches mit solchem Beifall aufgenommen wurde, daß er bald die zweite Auflage davon veranstalten mußte. Die Geschichte und Mythologie kannte Rubens nach ihrem ganzen Umfang, aus ihren besten Quellen, und alle Schätze der Dichtkunst benutzte er mit philosophischem Geiste, und ästhetischem Gefühle. Die römischen Dichter wußte er grosentheils auswendig; er sagte oft unter dem Malen die Stellen und Gedichte her, welche er eben bearbeitete. Er schrieb ein Werk über die Verhältnisse, über Schatten und Licht, die Anatomie und die Aeusserungen der verschiedenen menschlichen Leidenschaften von ganz besonderer Art. Seine Beobachtungen und Erforschungen machte er durch Zeichnungen von eigener Hand, und theils eigener Erfindung, theils nach den vortreflichsten Meistern, besonders nach Raphael anschaulich und überzeugend. Der umfassende Geist dieses grosen Künstlers überstieg beinahe alle menschliche Begriffe. — Das hierunten folgende Verzeichniß seiner Gemälde wird jeden

in Erstaunen setzen; und doch ist es unvollständig. Man zählt mehr als tausend Kupferstiche nach seinen Werken, und doch kommen noch immer neue heraus. Ein ganzes Jahrhundert wird uns vielleicht kein vollständiges Werk von Rubens liefern, und wenn man auch alle Gemälde, die Rubens in Rom, Genua, Mantua, in ganz Italien, und an allen Höfen Europens, für den Kayser, die Könige von Spanien, England, und Pohlen, die Königin von Frankreich, den Herzog von Bukingham, die Herzoge von Baiern und Neuburg, und so viel andere Fürsten und Vornehmen — wenn man alle die Gemälde, womit er die Kirchen von Flandern, besonders die von Antwerpen, anfüllte — wenn man, sage ich, alle seine Werke, selbst die kleinern, die er fast von allen seinen grossen, theils leichthin, theils ziemlich ausführlich, entwarf, beschreiben oder nennen könnte, so würde man noch nicht alle Werke seines Pinsels hergezählt haben. D'Argensville, sein kalter Lebenschreiber bemerkt (nicht in der Schilderung des Rubens, sondern in

Sneiders Biographie, wenn ich sie so nennen darf) daß er diesem berühmtesten aller Thiermaler, von dem er sich zu Zeiten den Hintergrund seiner Thierkämpfe malen ließ, seinen Pinsel lieh, wenn die Figuren seiner Gemälde etwas gros waren. Rubens lieferte also nicht nur die vollkommensten Meisterwerke der Thiermalerey; wir haben ihm auch noch einen Theil der stolzesten Gemälde dieses zweyten geistvollen Thiermalers zu danken. Eben so erhielten viele Werke seiner grosen Schüler ihren glänzenden Ruhm durch seine Meisterhand. Wahr ist es, daß er zu vielen seiner Gemälde den Fleiß seiner Schüler benutzte: allein daß in diesen unzählichen Erfindungen und Kompositionen, in diesen Ausdrücken und täuschenden Färbungen nur s e i n Geist athmete, beweisen alle Werke, welche sie nach seinem Tode verfertigten. Die feurige Einbildungskraft des Rubens erschien nirgend mehr in ihrer ganzen Stärke. Seine Schüler sind bis auf einige wenige, alle nachfolgende großen Maler der flandrischen Schule. Soutmann, Schut, Seghers, van Thul-

den, David Teniers, Quellinus, Jordaens, Diepenbek, von Dyk — welche Namen! und nun setze ich nichts mehr hinzu: ich überlasse den Leser seinem Nachdenken und Erstaunen, und wünsche ihm das Vergnügen, das ich oft hatte, Rubensische Gemälde verschiedener Gattungen zugleich zu sehen. — Denn wer die Mannigfaltigkeit seiner Gemälde kennt, oder wer so glücklich seyn kann, in einer Galerie Rubensische Bildnisse, Fabeln, Allegorien, Geschichten, Nachtscenen der Natur, romantische Landschaften, Thiergefechte, und kämpfende Elemente zu gleicher Zeit zu übersehen, der wird, wenn ihm auch der Abstich zwischen den edleren Formen Raphaels, und den Rubensischen Zeichnungen der gemeinern Natur hie und da auffällt, doch bekennen müssen, daß diesen lezten seine immer wahrhafte Natur, sein Feuer, seine Unerschöpflichkeit an Ideen, sein lebendiges Kolorit, sein Umfassungsgeist, und gleichsam die Allmacht seines Genie's, zum gröseſten aller Maler, die je lebten, erheben.

Es

Es war von jeher mein Grundsatz, und ich sagte es auch öffentlich, daß die Gelehrsamkeit nur die Hälfte dessen ist, was das Verdienst eines Gelehrten ausmachen soll. Eben das muß ich vom Künstler behaupten. Seine Fähigkeiten und Kenntnisse sind bei weitem nicht, was seinen ganzen Werth bestimmt.

Die Wissenschaften und Künste sind die anmuthigsten Quellen der Veredlung des menschlichen Geschlechts. Ihnen danken ganze Völkerschaften ihre Bildung. Diese holden Freundinnen der Menschen flechten das sanfteste Band der Gesellschaft, deren Wonne und Schmuck sie sind. Wir können sie die Lehrerinnen und Grazien der Sittlichkeit nennen. Wie unnatürlich ist es also, wenn Gelehrte und Künstler nicht die ersten der guten, edeln und liebenswürdigen Menschen sind! Und dennoch ist dies unter Gelehrten und unter Künstlern noch öfters der Fall. Rubens der Mensch ist so merkwürdig, als Rubens der Künstler. Frey von allem Kunst-

neide, fern von dem schändlichen Eigennutz, der so viel Künstler verächtlich macht, indem einer den andern durch Verachtung zu erniedrigen sucht, unterstützte er die Künstler auf alle mögliche Weise, und entdeckte jedem, der es verlangte, ohne die geringste Zurückhaltung alle seine Geheimnisse, die er der Kunst oder Natur abgelauert hatte. In einem schönen Hause, das er sich in Antwerpen auf römische Art bauete, stellte er seine fürstliche Kunstsammlung auf, die er aus Italien brachte. Es war eine beinahe unzählige Menge von Büsten Statüen, Münzen, geschnittenen Steinen, Kupferstichen, Gemälden, und Zeichnungen von eigener Hand, und andern Meistern. Mit den schönsten Antiken, den kostbarsten und vorzüglichsten Kunstwerken dieser Sammlung schmückte er einen großen runden Saal aus, in der Form des Pantheons in Rom, wo das Licht von oben hereinfällt. Dieser Saal war ein besonderes Gebäude zwischen seinem Hause, und einem sehr weitläuftigen Garten, in dem er alle Gattungen Bäume, die er selbst aus den

entferntesten Ländern erhalten konnte, pflanzte. Er gestattete jedem Kunstfreunde den Zutritt. Der Kunstliebhaber fand hier seinen Genuß, der Zögling der Kunst seine Modelle, seinen gefälligen und begeisternden Lehrer, und seinen wohlthätigen Mäcen.

Als Rubens die damals in Holland beberühmten Maler besuchte, rühmte er nicht nur ihre vortreflichen Eigenschaften in ihrer Gegenwart, sondern noch mehr bei andern. Von Hondhorst pries er vorzüglich die schöne Manier zu malen, in Nachtstücken: von Bloemaert die fleißige und künstliche Zeichnung; von Poelenburg die schönen kleinen Figuren, die nach Raphaels Weise in zierlichen Landschaften angebracht waren. Er machte sogar bei diesem letztern eine Bestellung für sich, welches gewiß ein seltener Fall bei Künstlern ist, und ganz den von aller Eifersucht befreiten edeln Mann bezeichnet. Dies Zeugniß giebt ihm unser deutsche Sandrart, den er als einen jungen Künstler bei Hondhorst antraf, und als seinen Begleiter, so

lang er sich in Holland aufhielt, mit sich nahm *).

Bei Verfertigung der vielen und großen Gemälde für den Herzog von Bukingham und den König Karl Stuart, war er vorzüglich den jungen Künstlern nützlich; und Antwerpen war bei dieser Gelegenheit eine berühmte Kunstschule. Er unterrichtete einen jeden in dem Fache, zu dem ihn sein Talent bestimmte, auf das sorgfältigste. Die Zauber der Kunst, die er in seinem Pinsel vereinigte, vertheilte er gleichsam unter dieselben. Für Thiere, Vögel, Fische, Landschaften,

---

*) Es ist merkwürdig das Zeugniß dieses Mannes von Rubens aus seinem eigenen Munde zu hören. „Da ich denn, sagt er, viel von dieser Reise, und seinem tugendsamen Verhalten zu melden wüßte, will aber alles kürzlich darein schließen, daß, gleichwie er in seiner Kunst vortreflich gewesen, also ich ihn in allen andern Tugenden vollkommen gefunden und daher von hohen und niedern Standspersohnen in hohem Werth halten gesehen".

Vid. Sandrart die deutsche Akademie der Bau- Bild- und Malerkunst S. 291.

Bäche, Seen und Wälder, Luft und Bäume — für jeden Gegenstand war fast ein besonderer Pinsel seiner Schüler beschäftiget. Sie malten seine kleinen Entwürfe ins Große: er übergieng alsdann das Ganze, verfertigte die Hauptsachen, und gab dem Werk die Vollkommenheit, die den Meister beym ersten Blicke ankündiget.

Sein edler, bescheidener und sanfter Charakter, sein aufrichtiges Betragen, seine höfliche, angenehme und einnehmende Lebensart, sein aufgeweckter Umgang, zogen jederman an sich. Da seine Gemälde theuer bezahlt wurden, und die Großen sich bestrebten, ihn durch Geschenke zu ermuntern, hatte er alle Bequemlichkeiten des Lebens. Er lebte mit Anstände, und verwendete den Ueberfluß wieder für die Künste. Viele Künstler fanden bei ihm Unterhalt; selbst solche unterstützte er, deren Charakter mit dem seinigen einen merklichen Abstich machte.

Adrian Brouwer, ein sehr geschickter, aber in seiner Lebensart sehr unordentlicher Maler, kam nach Antwerpen, wo man ihn bei den

damaligen kriegerischen Umständen für einen Spion hielt, und in die Citadelle gefangen setzte. Er entdeckte sich dem eben daselbst gefangenen Herzoge von Ahrenberg, der von Rubens oft besucht wurde, und diesen bat, einem gewissen Gefangenen alles zum Malen erforderliche reichen zu lassen. Brouwer malte eine vortrefliche Gruppe von spanischen Soldaten, die sich bey einem Spiele zankten. Rubens sah dieses Bild kaum, als er ausrief: „dies ist gewiß von keinem andern als von Brouwer", und bot sechshundert Gulden dafür, weil ihm nicht bekannt war, daß der Herzog es bereits gekauft hatte.

Nun verwendete sich Rubens thätig für die Befreyung des Künstlers, sagte gut für ihn, und gab ihm, nach Erreichung seines Endzwecks, Kleider, Tisch uud freye Wohnung. Zur Dankbarkeit für dies großmüthige Verfahren machte sich Brouwer auf einmal heimlich davon, um sein liederliches Leben mit gewohnter Freiheit wieder von neuem anzufangen.

Oft nahm er Künstler nebst andern Freunden und muntern Gesellschaftern auf Reisen mit sich, und befand sich auf solche Art stets in einer Academie der Kunst, und in dem Zirkel des Vergnügens und der Freude. Der Herzog Johannes von Braganza, nachmaliger König von Portugall, lud ihn nach seiner Residenz Villa viciosa, ein. Als er aber vernahm, daß der Künstler mit einem starken Gefolge käme, und also ihm ein zu theurer Gast würde, schickte er ihm einen Eilboten mit 50 Pistolen, und der Bitte entgegen, seinen Besuch auf ein andermal zu verschieben. Rubens nahm das Geschenk nicht an: Ich komme nicht, sagte er, um zu malen, sondern um mich in der Residenz acht Tage zu belustigen, und bringe zu diesem Ende tausend Pistolen mit. Dieser einzige Zug beweißt, wie weit Rubens von Eigennutz und kriechender Niedrigkeit entfernt war. Einem englischen Goldmacher, Meister Brentel, der ihn durch Verheissungen großer Reichthümer reizen wollte, sagte er: Ihr kommt mir mit eurem Geheimnisse 20 Jahre zu spät,

seit der Zeit habe ich den Stein der Weisen mit der Palette, und diesem Pinsel gefunden. Sein aufgewecktes Temperament, seine Philosophie, seine schöne Denkart und edler Charakter, seine Dienstfertigkeit, sein Reichthum, seine Gesundheit, der tägliche Genuß seines Ruhmes machten ihn zum glücklichsten Menschen. Niemand sezte sich leichter über allen Neid hinweg, als Rubens: Niemand konnte es aber auch leichter. Man tadelte an ihm, er trüge die Farben nicht fett genug auf: sie glichen einer dünn überstrichenen Schminke: Rubens antwortete nur mit neuen Meisterwerken, und da Jedermann für die Wirkung seines Kolorits Augen hatte, so hatte niemand ein Ohr für den Tadler. Die Maler Jansens und Rombouts giengen so weit, daß sie sich öffentlich wider ihn erklärten, ersterer forderte ihn sogar auf, mit ihm um die Wette zu arbeiten. Rubens mußte den Menschen bedauren, und er lehnte die Aufforderung ab: Jansen hätte seine gute Manier, er aber wolle bei der seinigen bleiben.

Rubens wurde oft von Fürsten und Königen bei seinen Arbeiten besucht. Der Herzog von Mantua, der ihn während den sechs Jahren, da er bei ihm war, mit allen Ehren überhäufte, und unter seine Hofedelleute aufgenommen hatte, machte sich ein Lieblings-Vergnügen daraus, den Künstler malen zu sehen, und seine lehrreichen, angenehmen und muntern Gespräche anzuhören. — Der Erzherzog Albert berief ihn zu sich nach Hofe, und gab ihm ein ansehnliches Gehalt *). Er war bald ein Liebling dieses Fürsten, der ihn oft, selbst mit seiner Gemalin, der Infantinn Isabella, besuchte, und wegen seiner vortreflichen Eigenschaften so sehr, als wegen seiner Kunst schätzte. Er machte ihm die ehrenvollsten Vorschläge, um ihn ganz an den Hof zu ziehen, und die Hofleute, die den beständigen Umgang mit diesem liebenswürdigen Manne wünschten, unterstützten auf alle mögliche Weise das Verlangen des Für-

*) 1609.

sten. Rubens hatte alle Mühe den Antrag abzulehnen, um seiner Kunst die edle Zeit, die er an Hofe hätte verschwenden müssen, zu gewinnen

Der Erzherzog empfand eine Art von Zärtlichkeit für ihn; nicht die kleinste Gelegenheit ließ er hingehen, ohne sie zu äußern. Es geschah mit ganz besonderer Zuneigung, daß er einem der Söhne des Künstlers seinen Namen gab, und ihn über die Taufe hob. Nach dem Tode des Erzherzogs bestrebte sich die verwittibte Fürstin durch ihre Achtung und Gunst, und durch besondere Ehrenbezeugungen ihm dem Verlust seines Gönners zu mildern; die vornehmsten Hofleute wetteiferten gleichsam, seine Talente zu ehren. Besonders sprach der Marquis von Spinola mit Bewunderung von ihm. Er pflegte zu sagen: er sehe in der Seele dieses großen Mannes so viele schönen Gaben glänzen, daß er glaube, eine der wenigstbewundernswürdigen sey das Talent der Malerey.

Als er in Paris war, um die Galerie des Pallastes Luxenburg, die er zu Antwer-

pen malte, aufzuhängen *), mußte er zwei Gemälde verfertigen, wobei die Königin, Maria von Medicis mit ihren Hofdamen bis zur Vollendung derselben gegenwärtig seyn wollte. Die Königinn und ihr vornehmes Gefolge rühmten oft sein einfaches und gefälliges Benehmen, und ihm selbst sagten sie unter den Ausdrücken der Bewunderung seiner Kunstwerke viel schmeichelhaftes über seine geistreiche und angenehme Unterhaltung.

Seine feinen Sitten, seine Kenntnisse, sein durchdringender Geist, sein edles Benehmen bey jeder Gelegenheit, gewannen ihm so sehr die Gunst und das Zutrauen der Fürsten, an deren Höfen er war, daß sie ihm mehrmals in wichtigen Angelegenheiten Aufträge gaben. Im Namen der Infantin verhandelte er viele Geschäfte von großer Wichtigkeit, besonders mit der Königinn Maria von Medicis, mit dem Herzoge von Orleans, dem König Uladislaus von Pohlen, dem

*) 1620.

Herzoge von Neuburg und andern Fürsten Europens.

Von dem Könige von Spanien wurde er zum Ritter, und Staatssekretair der Niederlande gemacht, und sogar als Gesandter zu Karl dem ersten nach England geschickt, um den Frieden zwischen beiden Königen zu schließen.

Sandrart erzählt zwar, daß Karl Stuart diese Gesandschaft unter dem Vorwand abgelehnt habe, weil man gewohnt wäre, nur Fürsten und Herzoge als dergleichen Gesandte zu empfangen; und daß einer der vornehmsten Fürsten der Niederlande ihn gänzlich von dergleichen Geschäften abgeschreckt habe; allein der ganze Erfolg zeuget dawider. Wahr ist's, Rubens gieng dem Schein nach nur als Künstler nach England; während er den König malte, leitete er das Gespräch auf die Drangsalen, welche die Länder durch den Krieg erlitten, auf das Seufzen der Völker nach dem Frieden: der König äußerte Neigung zum Frieden, und Rubens zog in dem Augenblicke seine Vollmacht

hervor. Er hatte schon vorher den ganzen Plan zu diesem Frieden mit dem Herzoge von Bukingham in Paris entworfen. Zuerst reisete er nach Brüssel, um die Infantin zu friedlichen Gesinnungen zu bewegen. Er gewann sie, und war von ihr zu dem Könige von Spanien geschickt.

Rubens war von der Art Menschen, die nicht nur ihren Vortheil, sondern oft die Lieblingsgegenstände ihres Herzens dem Hange zur Gefälligkeit — oder ihrem Enthusiasmus für das gemeine Wohl opfern. Er hatte in der Welt nichts, woran sein Herz so sehr hieng, als den Schatz seiner Kunstsammlungen Er überließ ihn bei dieser Gelegenheit für die geringe, von ihm selbst bestimmte Summe von 30,000 Thalern seinem zudringlichen Freunde, dem Herzog von Bukingham. Es war nicht nur Liebe zur Kunst, daß der Herzog den Schatz kaufte. Er hatte die Absicht einen Mann, der zu dem großen Friedensgeschäfte so geschickt wäre, ungebundener und freyer zu machen. Es war nicht nur Freundschaft, der Rubens das große

Opfer brachte; es war noch mehr Begierde, der ganzen Menschheit zu dienen.

Die Friedensunterhandlungen wurden angefangen. Rubens reisete noch einigemal nach Spanien, leitete das ganze Geschäft mit der angemessensten Staatsklugheit, und brachte den Frieden zu seinem großen Ruhme, mit der Zufriedenheit beider Könige, beider Nationen und der Niederlande, zur Bewunderung und zum Glücke des ganzen Europa zu Stande. Der König von England schlug ihn zu seinem Ritter, fügte zu seinem Wappen ein Feld mit einem Löwen, gab ihm in Gegenwart des Parlaments seinen Degen und Ring, den er vom Finger zog, und ein Band mit Diamanten von zehn tausend Thaler am Werth. Der König von Spanien überhäufte ihn mit Geschenken, erhob ihn zu seinem Kammerherrn, und gab ihm den goldnen Schlüssel.

Zwo Gattinnen fanden das Glück ihres Lebens in den Armen dieses liebenswürdigen Mannes. Die erste, Elisabetha von Brantes, die Tochter eines Rathsherrn von Ant-

werpen, die er kurz nach seiner Niederlassung in Antwerpen heurathete, verlor er wieder durch den Tod im Jahr 1626. Sie war schön und tugendhaft. Ihre Verewigung sind viele Rubensische Gemälde, worin er ihr Bildniß malte.

Nach vierjährigem Wittwerstand heuratete er im 55 Jahre seines Alters, aus einer vornehmen und reichen Familie Helena Forman. Sie hatte erst 16 Jahre und war ein Muster von Schönheit. Rubens malte sie öfters, und verfertigte kaum mehr ein historisches Gemälde, das nicht ihr Bild enthielt. In dem großen Gericht dieses fühlenden Künstlers bemerkt man unter den Auserwählten eine schöne Frau, die ihre Hände auf die Brust legt; und diese Auserwählte ist sein jugendliches Weib. Eine der interessantesten Figuren des Gemäldes, mit allen möglichen Grazien, und der ganzen Schönheit seines Pinsels bearbeitet. Er zeugete mit ihr fünf Kinder, wovon der älteste Parlamentsrath von Brabant wurde. Diese letzte Gattin überlebte ihn, und konnte, obschon sehr reich

und noch jung, sich nie entschließen, einem andern Mann ein Herz zu weihen, in dem Rubens ewig lebte. Seinen Kindern gab er eine edle Erziehung. Albert vertrat beym Absterben seines Vaters die Stelle eines Staatssekretairs von Flandern.

Es wäre mir merkwürdig zu wissen, warum Rubens keines seiner Kinder der Kunst widmete, da er doch selbst als Staatssekretair sie nicht verlies? Dieß scheint gewiß zu seyn, daß er in keinem besonderes Genie dazu entdeckte, da von diesem einsichtsvollen Kopfe zu vermuthen ist, daß er jenen Eltern ganz unähnlich war, die ihre Kinder, ohne auf ihr Talent Rücksicht zu nehmen, dem Stande weihen, der ihrem Eigennutz, oder Ehrgeiz schmeichelt.

Rubens hatte auch körperliche Vollkommenheiten, die sich beinahe eben so selten in einem einzigen Menschen vereinigen, als mannichfaltige Vorzüge des Geistes. Ein großer Wuchs, ein edler Gang, regelmäßige Gesichtszüge, blühende Wangen, braune Haare, lebhafte Augen von gemäßigtem Feuer, ein hei-

heiteres, sanftes, und biederes Ansehen, waren nicht unwichtige Reize, mit welchen die Natur ihren Liebling beschenkte, und ihn dadurch zum schönen Mann formte. Seine Beredsamkeit war ungezwungen, hinreißend und um desto einnehmender, da sie von einer angenehmen Stimme begleitet wurde. Es fiel ihm nicht schwer, unter dem Malen zu sprechen, und er unterhielt seine Besuche ohne die Arbeit zu unterbrechen.

Engere Freundschaft hielt er blos mit verdienstvollen Personen; und nur mit Gelehrten, und Erhabenen, die ihn oft besuchten, ließ er sich in Unterredungen über wissenschaftliche und politische Gegenstände ein.

Rubens unterhielt einen großen Briefwechsel mit vielen Vornehmen, vorzüglich am spanischen Hofe, mit dem Herzoge Olivarez, dem Liebling und ersten Minister des katholischen Königes, mit dem Marquis Spinola, und vielen andern, wie die unter seinen Papieren gefundenen Briefe zeigen, welche grössesten theils mit Ziffern geschrieben sind.

Bey aller anscheinenden Zerstreuung war seine Lebensart sehr regelmäßig. Er stund alle Morgen um 4 Uhr auf und machte es sich zum Gesetz, erst nach Abwartung des Gottesdienstes, wenn das Podagra ihn nicht daran verhinderte, an seine Arbeit zu gehen, während welcher er sich immer ein gutes Buch, gewöhnlich aber den Plutarch, Livius, oder Seneka vorlesen ließ. Er unterhielt hiezu einen eigenen Menschen im Solde.

Um bei seiner ausserordentlichen Liebe zur Arbeit, solche desto leichter, ohne Nachtheil der Gesundheit verrichten zu können, aß er sehr wenig zu Mittage, aus Besorgniß, die Dünste des genossenen Fleisches möchten ihn davon abhalten. Um 5 Uhr Abends hörte er auf zu arbeiten, und schöpfte auf einem Spazierritte ausser der Stadt, oder auf den Wällen frische Luft, oder beschäftigte sich auch mit etwas anderem, um den Geist aufzuheitern. Bei der Rückkunft fand er gewöhnlich einige seiner Freunde, die mit ihm zu Nacht speiseten, und zum Vergnügen der Malzeit beitrugen. Nichts destoweniger ver=

abscheute er die Ausschweifungen des Weins, einer wollüstigen Tafel, und des Spiels. Sein grösestes Vergnügen war, ein schönes spanisches Pferd zu reiten, ein Buch zu lesen, oder seine Medaillen, Agathen, Karneole, und andere geschnittene Steine zu betrachten, davon er eine sehr schöne Sammlung hatte, die sich jetzt im Kabinet des Königs von Spanien befindet.

Weil er alles nach der Natur malte, und oft Gelegenheit hatte, Pferde in seinen Gemälden anzubringen, so unterhielt er dazu die schönsten und tauglichsten in seinem Stalle. Wie sehr er auch seiner Kunst ergeben war, so wußte er seine Zeit so gut einzutheilen, daß er täglich einen Theil derselben dem Studium der Geschichte und der lateinischen Dichter widmen konnte.

Seine Freunde besuchte Rubens selten, nahm aber jedermann, der zu ihm kam, so wohl auf, daß sein Haus, von Kunstliebhabern, Gelehrten und allen andern reisenden Fremden, ohne Unterschied des Standes beinahe immer angefüllt war. — So wenig

Besuche er auch machte, so schlug er es doch niemals den Malern ab, ihre Arbeiten zu sehen, denen er seine Meinung mit der Güte eines Vaters sagte; oft gab er sich die Mühe, ihre Gemälde zu verbessern.

Nie setzte er eine Arbeit herunter; in allen Manieren fand er etwas schönes. Obschon er selbst vieles in Italien, und sonst gezeichnet, und gesammelt, auch in die Stellen der Büsten und Statüen, welche der Herzog von Buckingham von ihm erhielt, Abgüsse gesetzt, und die Wände seines Saales, von denen die Malereien fremder Meister abgenommen waren, mit den seinigen ausgeschmückt hatte, so unterhielt er dennoch in Rom und in der Lombardey junge Leute, die ihm überall von den schönsten Kunstwerken Zeichnungen machten, deren er sich bei Gelegenheit bediente, um sein Genie zu erwärmen, und sein Gefühl zu reizen.

Dieser grose Mann starb im 64 Jahre seines Alters, und ward in der Kirche des heil. Jakob zu Antwerpen begraben, worinn seine Gemahlin und Kinder ihm eine Kapelle,

und ein Denkmal *) errichten ließen; aber die

*) Man setzte ihm folgende Grabschrift.

D. O. M.
Petrus Paulus Rubensius, Eques,
Ioannis, hujus orbis Senatoris,
Filius Steinj Toparchae,
H. S. E.
Qui inter caeteras, quibus ad miraculum
Excelluit doctrinae Historiae priscae
Omniumque bonarum artium,
et elegantiarum dotes;
Non sui tantum saeculi,
Sed et omnis aevi,
Apelles dici meruit:
Atque regum principumque virorum amicitias
Gradum sibi fecit.
A Philippo IV. Hispaniarum Indiarumque Rege
Inter sanctiores Concilii scribas adscitus;
Et ad Carolum Magnae Brittaniae Regem
Anno CIƆIƆCXXIX delegatus,
Pacis inter eosdem Principes mox initae
Fundamenta feliciter posuit.
Obiit anno Sal. CIƆIƆCXL, aetatis LXIV.
Domina Helena Formentia, vidua ac Liberi
Sacellum hoc aramque ac tabulam Deiparae
Culti consecratam, memoriae Rubensianae
L. M. poni dedicarique curarunt.
R. I. P.

ewigen Denkmäler seines Ruhmes, die redenden Zeugen seiner unerreichbaren Gröse, sind unter seinen eigenen Händen entstanden. Sie sind in allen Städten Europens, wo Kunst und Geschmack blühet, aufgestellt, sie sind in allen Pallästen der Grosen, welche durch Liebe zur Kunst den Beweis geben, daß sie ihre Herzen an edlere Empfindungen gewöhnten; Sie sind, wenigstens in schwachen Nachahmungen, in allen Studierstuben der Künstler und in allen Häusern der cultivirten Menschen, denen nicht der Mangel an Bedürfnissen des edleren Lebens den hohen Genuß derselben versagt. Diese Denkmäler sind gleichsam so viel Altäre, auf denen die Bewunderung dem grösesten Genie der Malerkunst, das je ein Jahrhundert erzeugt hat, täglich ihre Opfer zollt.

Ludwig der Bayer.

Es fehlt viel daran, daß der mehr oder minder glückliche, in seinen Wirkungen einen weiteren oder eingeschränkteren Kreiß umspannende Erfolg der wahre Maasstab wäre, nach welchem der Werth menschlicher Handlungen beurtheilt werden müßte. Das Siegel der Hoheit des Menschen, aus selbsteigner Kraft des Entschlusses, ohne ängstliche Hinsicht auf die Folgen, den Willen für das als gut und recht Erkannte bewegen zu können, wäre bei einer so äusserst zufälligen Ansicht des Verdienstes, gefährdet; und nicht selten würden wir uns, wenn wir das ächte gegen das blos scheinbare abwögen, der auffallendsten Misgriffe und Ungerechtigkeiten schuldig machen. Auch bei der Beurtheilung von Ludwigs Verdienst würde dieser Fall eintreffen.

Der glückliche Erfolg ist nicht selten dem Spiele des Glückes unterworfen; die edle Ab-

sicht aber, in welcher die That unternommen; die Weisheit, der Muth und die Standhaftigkeit, womit sie ausgeführt wird, sind, jedem Zufall zum Trotz, Zeugen einer über das Gemeine erhabenen Seele.

Wo wir Stärke des Geistes mit Güte des Willens in dem schönen Bunde erblicken, worin sie sich uns in Ludwigs Handlungen unverkennbar zeigen: da huldigen wir gerne den unauslöschlichen Zügen des Seelenadels, welche den Charakter der Heldenseele bezeichnen, und sie in ihrer wahren Größe über den gemeinen Haufen sonst so hoch gepriesener Beherrscher und Eroberer weit empor heben.

Auf das Ziel hin, dem Ludwig mit Muth und Tapferkeit nachstrebte, und auf die mit der edelsten Entschlossenheit für das Gute vereinte Beharrlichkeit, womit er gegen dasselbe vorzudringen nicht müde ward: darauf müssen wir unsern Blick heften; und dann wird uns Ludwigs Charakter in jenem vortheilhaften Lichte entgegenkommen, wodurch er in der Reihe großer deutscher Männer seinen Posten mit Würde behauptet. Alsdann

erst wird man mit bewundernder Ehrfurcht vor dem Bilde Ludwigs verweilen, wenn man nicht mit dem gedankenlosen Pöbel nur auf das Geräuschvolle der Thaten, oder auf das Seltene und Unerwartete im Erfolge hinschaut; sondern über die Außenseite der Begebenheiten hinweg, einzig auf den Geist des Handelnden blicket, in dem man nur Edelmuth und Herzensgüte als Triebfedern des Handels gewahr wird, welche bei der Ausführung muthvolle Tapferkeit und unerschütterlich feste Stärke des Geistes zu Gefährten hatten.

Der Mann, der rastlos seinem hohen Ziele entgegen ringt, auch wenn sich, je höher er seine Kraft anspannt, nur desto größere Hindernisse, wie Felsenlasten, in seinen Pfad stürzen; der auch bei anhaltend fruchtloser Thätigkeit doch voll Vertrauen auf sich und seine gute Sache immer fest da steht, erhaben über alle Stürme des widrigen Geschickes; ein solcher Mann erwirbt sich unsere Hochverehrung gewisser und in weit höherem Grade, als wenn ein erwünschter Erfolg seines

ersten Bemühens ihn sogleich weiter gespornt, und jeder Schritt seine Unternehmungen mit Glück gekrönt hätte.

Ludwig, von dieser Seite betrachtet, steht groß, doch nicht fehlerfrei da. Aber seine meisten Fehler sind die Fehler eines Menschen, dessen Herz von seinem eigenen Lichte auch auf alles, was ihn umgiebt, milde Strahlen verstreuet; bey dem angebohrne Großherzigkeit und Innigkeit des Gefühls einer stets kühlen und besonnenen Klugheit im Wege stehen; der, wenn auch oft betrogen, doch gerne wieder zu seinem Glauben an die Menschen flüchtet. Es sind Fehler einer um so verzeihlichern Täuschung, je mehr ihr gerade die vortreflichsten ausgesetzt sind. Andere, die man sonst für Beweise von politischer Kurzsichtigkeit und von Geistesschwäche ansehen dürfte, wurden ihm durch Umstände, in denen er sich befand, nahe gelegt; und seine Lage kann sie uns sogar als Beweise des Gegentheils geltend machen. Andere sind in dem Geiste und der Denkart seiner Zeit gegründet; bey allen bleibt Ludwig noch immer

höchst achtungswürdig, und sie geben seinem Bilde nur eine desto erhöhtere Individualität.

Die Kaiserkrone, welche Ludwigen durch Mehrheit der Stimmen von den Wahlfürsten zu Frankfurt (im J. 1314.) übertragen wurde, war das traurige Geschenk des Glückes, welches, Pandorens Büchse nicht unähnlich, ein ganzes Heer von Uebeln über alle seine Lebenstage ausgoß. Sie brachte den Geist der Zwietracht in seine Familie, trennte Bruder von Bruder, und fachte die durch Mißtrauen und Eifersucht still genährte Glut unseliger Mißhelligkeiten wegen Theilung ihrer Erblande von neuem zur hellen Lohe auf. Zwar schon vorher war Ludwig durch Begünstigung des Kaisers Albrecht in seine väterliche Erbschaft, welche ihm sein älterer Bruder Rudolph, Pfalzgraf bei Rhein, streitig machte, eingesetzt. Durch einen kaiserlichen Ausspruch wurde beyden Brüdern im J. 1301. sowohl in Bayern als in der Rheinpfalz die gemeinschaftliche Regierung und Nutznießung der Länder angewiesen. Rudolph, der Pfalzgraf,

damit unzufrieden, wich der Uebermacht, wo er seine Schwäche fühlte; aber bald, da er sich durch des neuen Kaisers Heinrich VII. Gunst unterstützet sah, kämpfte er mit seinem Bruder in einem für beider Lande höchst verderblichen Kriege für das ungetrennte Eigenthum seiner väterlichen Erbschaft, bis sich endlich die Gemüther zur gemeinschaftlichen Regierung wieder vereinigten. Als aber Ludwig die Kaiserkrone erhielt, war das Herz seines Bruders aufs neue für ihn verlohren. Schon die Wahlstimme, welche Rudolph Friedrichen von Oesterreich gab, und seine nachherige Anhänglichkeit an diesen Gegner Ludwigs, bereitete die Mißhelligkeiten vor, welche völlig zum Ausbruche kamen, als Rudolph mit dem Bayerschen Adel und selbst in München geheime Bündnisse wider seinen Bruder machte. Ludwig entdeckte die Verbündung, aber zu edelmüthig, seinem Bruder darüber auch nur Vorwürfe zu machen, begnügte er sich, die Anhänger empfindlich bestraft zu haben. Diese Großmuth Ludwigs hatte noch nicht die gewünschte Wirkung auf

das Herz seines Bruders. Dieser zog sich nach Wolfertshausen, einem Schlosse an der Donau, um seine feindseligen Absichten gegen seinen Bruder auszuführen. Ludwig kam dem Ausbruche der Verschwörung zuvor, überfiel die Verschwornen mit rascher Entschlossenheit, zerstörte Vohburg, Wolfertshausen und die Burgen der Edelleute. Rudolphs Schicksal, der sich durch eine schleunige Flucht ins Ausland in ein Elend stürzte, dessen Härte seine Geisteskräfte und seine Gesundheit zerrüttete, brachte ihn endlich wieder in die Arme seines Bruders nach München zurück. Ludwig, voll des edelsten Menschengefühles, vergaß das Vergangene, schloß ihn mitleidsvoll an sein brüderliches Herz, und machte zu München einen Vergleich mit ihm, vermöge dessen Rudolph die Regierung der Pfalzbayerschen Lande, so lange der Krieg mit Oesterreich dauern würde, an seinen Bruder Ludwig abtrat.

Als Rudolph einige Jahre darauf im Auslande, wo er die Heiterkeit seines Geistes und die verlohrnen Kräfte der Gesundheit

wieder zu erhalten gesucht hatte, mit Tode abgieng; waren drei Söhne von ihm zurückgelassen, welche Anspruch auf die väterliche Erbschaft hatten. Nach den vorhergegangenen Verträgen aber konnten sie, so lange der Krieg mit Oesterreich fortdauerte, nicht zum wirklichen Besitze ihrer Stammländer gelangen. Adolph, der ältere Prinz, starb, und hinterließ einen einzigen Sohn Rupprecht II. Rudolph und Rupprecht I. waren unterdessen Ludwigs Gefährten auf seinem Zuge nach Italien. Dieser endigte sich traurig für Kaiser Ludwig. Von seinem deutschen Heere größtentheils verlassen, nahm er durch mißvergnügte Städte, durch empörte Länder und Völker, aus deren Aeußerem ihn der böse Geist der Verrätherey ansprach, seinen Rückzug. Aber was seinen Unmuth auf das empfindlichste schärfte, war, seinen nächsten Anverwandten und Neffen Rupprecht I. sich seinen Gegnern anschließen, und ihnen die Hände bieten zu sehen. Ludwigs reitzbares Herz empfand es tief; allein erhaben über eine ungroßmüthige Rache, überraschte er die Kinder

seines Bruders mit einer Handlung, die seinem Herzen Ehre machte, und ihm die Herzen der Prinzen auf immer zu eigen erwarb. Ludwig beschied beyde zu sich: und als er ihnen seine aufrichtigen Gesinnungen und seinen innigen Wunsch für die Befestigung der Ruhe und Eintracht in ihrem Gesammthause ans Herz gelegt hatte, setzte er sie in eine freudige Bestürzung, indem er ihnen seinen Entschluß eröffnete, daß er sogleich noch an Ort und Stelle den Grund zur Erfüllung dieses Wunsches legen, und eine Nutztheilung der Gesammtländer vornehmen wolle. Dieß geschah zu Pavia im Jahr 1329. durch jenen Hausvertrag, welcher von Ludwig und seinen beyden Söhnen auf der einen, und von den Brüdern, Rudolph und Rupprecht I. und im Namen ihres Bruder-Kindes Rupprechts II. auf der andern Seite geschlossen ward.

Wäre dieser Vertrag auch nicht schon darum merkwürdig, weil er die Grundlage aller übrigen Verträge eines der größten deutschen Fürstenhäuser geworden ist; die Grundlage, auf welcher, nach der Absicht ihres

Stifters, eine bleibende Familieneintracht ruhen sollte: so würde er doch immer ein schätzbares Denkmal der weisen Mäßigung Ludwigs bleiben, der durch Schonung und Güte getrennte Herzen sich zu gewinnen und an sich festzuhalten suchte.

Zu diesen häuslichen Zwisten Ludwigs gesellten sich weit wichtigere mit auswärtigen Gegnern, die seiner Großmuth und Tapferkeit einen weiten und um so glänzendern Spielraum verschaften, je bedeutender der Gegenstand des Streites, und je furchtbarer die Gegner waren. Friedrich, Herzog von Oesterreich, dem seine einnehmende Gestalt und seine Heldenfigur den Namen des Schönen erworben, eben so wacker und tapfer wie Ludwig; von gleicher Begierde nach Ehre durchglühet, nur eher geneigt, sie durch Gewalt zu erstürmen, als wie jener sie durch Güte zu erwerben; von rühmlichem Wetteifer, der sich von ihrem Knabenalter an durch die Einflüsse einer gemeinschaftlichen Erziehung unter ihnen entzündet hatte, befeuert, stellte sich als Mitwerber um die

Kaisers-

Kaiserskrone beym Tode des Kaisers Heinrich VII. neben Ludwig. Dieser schätzte die persönlichen Eigenschaften Friedrichs. Wenig geneigt, die Kaiserswürde anzunehmen, hatte er, nebst seinem Bruder Rudolph, Friedrichen seine Stimme schon zugesagt. Fast ein Jahr lang wankte die Wahl der Reichsfürsten; aber eine Streitigkeit, die sich während dessen entsponnen hatte, entschied für Ludwig.

Friedrich mischte sich so unberufen als gewaltsam mit dem niederbayerschen Adel in die Vormundschaftsrechte, welche den Herzogen von Oberbayern von Herzog Otto über drey unmündige Prinzen übertragen waren. Ludwig glaubte, die Irrungen in einer Zusammenkunft zu Landau in Oberbayern mit Friedrichen durch mündliche Erklärung heben zu können. Allein die Erbitterung der beyden jungen Prinzen schlug in eine solche Flamme aus, daß Ludwig mit dem Schwerte in der Hand auf Friedrichen zurannte. Nun mußte denn auch das Schwerdt entscheiden.

Friedrich fiel mit einem Heere aus Oesterreich in Bayern ein; und von Schwaben

und Franken aus war ein anderes unter Anführung Leopolds, des Bruders Friedrichs, im Anzuge. Ludwig eilte, durch eine rasche That zuvorzukommen, und die Vereinigung beyder Heere zu hindern Eines Morgens erschien er unter Begünstigung eines dicken Nebels vor dem feindlichen Lager, und griff es mit einigen hundert Reutern an. Ein großer Theil der Feinde fiel durch das Schwert, ein anderer fand bei Volkmannsdorf, wo die Brücke über den Sempffluß brach, seinen Untergang. Ludwig eroberte das ganze Lager, und bekam unter den Gefangenen auch 350 Edelleute. Diesen glänzenden Sieg nützte Ludwig nicht nach politischer Berechnung, sondern nach den Eingebungen seines großmüthigen Herzens. Er schenkte den gefangenen Edelleuten ohne Lösegeld die Freiheit, und verlangte von Friedrichen nur die Versicherung, sich nicht mehr in die niederbayerschen Angelegenheiten zu mischen.

Durch diesen Vorfall war die Kaiserwahl entschieden. Die Reichsfürsten erkannten in

Ludwig den Mann, der Entschlossenheit und Muth genug habe, sich einem Mitwerber entgegenzusetzen, dessen Haus durch seine emporstrebende Macht den meisten unter ihnen bedenklich schien. Sie trugen Ludwigen die Kaiserskrone an. Er fand sich jetzt um so mehr dagegen abgeneigt, da ihn durch seine Friedrichen zugesagte Stimme die Gesetze der Ehre zurückhielten. Das Dringen der meisten Reichsfürsten, und endlich, als dieses nichts fruchtete, gar die Bedrohung, daß sie Mittel finden würden, ihn wider Willen auf den Thron zu setzen, siegte am Ende über seine Bedenklichkeiten. Die Wahl Ludwigs geschah zu Frankfurt; Friedrichs Wahl war schon einen Tag zuvor in Sachsenhausen von der Gegenparthey unternommen worden. Das Uebergewicht der rechtmäßigen Stimmen, und die Gesetzmäßigkeit der Wahl war auf Ludwigs Seite. Ungeachtet dessen ließ sich Friedrich zu Bonn von dem Erzbischofe von Kölln krönen; den Tag darauf Ludwig zu Aachen von den beyden Erzbischöffen von Maynz und Trier.

Durch diesen erhöhten Standort war Ludwig allerdings in die gefährlichste Lage versetzt. Seinem Gegner Friedrich fehlte es nicht an Muth und an Mitteln, seine angemaßten Rechte zu behaupten. Zurückzutreten wäre der Ehre seiner Person und dem Ansehen seines Hauses zuwider gewesen. Ihm standen volkreiche Ländereyen, ein großer Geldvorrath und andere Mittel zu Gebothe, einen langwierigen Krieg zu unternehmen. Die kriegerischen Brüder Friedrichs, auf den Glanz ihres Hauses, wo möglich, noch eifersüchtiger, als er selbst, standen in brüderlicher Eintracht bereit, alles für die gemeinschaftliche Ehre desselben aufzuopfern. Nicht nur ihre Uebermacht, auch die Lage ihrer Länder war ihrem Bayerschen Gegner so gefährlich, daß sie ihn von allen Seiten in der Mitte fassen, vom Reichsbeystande abschneiden, und, in seine Erbländer eingeschlossen, aufreiben konnten.

Die Erbländer Ludwigs dagegen waren durch viele häusliche Kriege erschöpft und entkräftet; ihre Regierung getheilt; die Ein-

künfte mit seinem Bruder, dem Pfalzgrafen, gemeinschaftlich, und dieser Bruder selbst sein Gegner, und ein eifriger Anhänger seines Feindes.

Ludwig hatte also seiner Gegenparthey nichts entgegen zu stellen, als gleiche Standhaftigkeit, gleiche Entschlossenheit und kriegerische Tapferkeit; aber Großherzigkeit, Redlichkeit seiner Absichten, Geradheit und Offenheit seines Betragens ließen sie weit hinter ihm zurück.

Gleich nach seiner Wahl zum Kaiser hatte er Gelegenheit, den glänzendsten Beweis davon abzulegen. Zu seiner Krönung waren ihm tausend Reuter freywillig nach Aachen gefolget. Mit dieser Macht wäre es ihm ein Leichtes gewesen, sich der Person Friedrichs zu bemächtigen, und so mit einem Streiche eine Sache zu entscheiden, die von so gefährlichen Folgen für ihn schien. Allein Ludwig, der mit seinem edelmüthigen Herzen zu Rathe gieng, konnte sich nicht überreden, daß Friedrich einige Feindseligkeiten anfangen würde; oder er hielt es wenigstens unter

seiner Würde, einen unbewehrten Gegner zu überfallen, der ihm keine förmliche Kriegserklärung gethan hatte. Aber plötzlich erwachte Ludwig aus seinem gutherzigen Wahne, als zu Oppenheim der Truchseß Heinrich von Alzey, ein Vasall Friedrichs, bis an sein Zelt vorgedrungen war, um ihn mit einem vergifteten Pfeile zu ermorden.

Kurz darauf zeigte ihm ein anderer Vorfall, was er von seinen Gegnern zu erwarten habe. Er hielt sich zu Speyer auf, als Leopold, Friedrichs Bruder, mit einem Heere gegen ihn im Anzuge war. Die Stadt erboth sich zu seinem Schutze, und zur Gegenwehr. Nein, sagte er zu den redlichen Bürgern, ihr sollt nicht durch mich unglücklich werden. Ludwig zog sich zurück, in der Hoffnung, seine Feinde würden gleich groß und edelmüthig denken; aber wider sein Vermuthen verheerten sie das Speyersche Gebieth, als den ehemaligen Aufenthalt ihres Feindes.

Und dennoch glaubte Ludwig, als er in sein Bayern zurückkam, sein Nebenbuhler werde, da er ihn jezt beruhiget lasse, die

Sache nicht mit Gewalt der Waffen durchsetzen wollen. Er entließ seine Truppen, und ahndete keine Gefahr. Aber sie brach ein, schrecklicher, je weniger er darauf vorbereitet war. Leopold, entflammt von Eifersucht gegen den Nebenbuhler seines Bruders, erschien mit einem Kriegsheere an der Lech. Ludwig, immer gleich muthvoll, eilte nach Friedberg und von da nach Augsburg; seine Bayern umströmten ihn, alle gutgesinnte Nachbarn standen ihm zur Seite, und dämmten sich dem weitern Vordringen der Feinde entgegen. Der Krieg, welcher sich nach der damaligen Art, ihn zu führen, durch Streifzüge, Verheerungen, durch Plünderungen der Länder und kleinere Gefechte viele Jahre in die Länge zog, kam endlich zur Entscheidung, als die Oesterreichischen Herzoge alle ihre Kräfte sammelten, um nun mit einem Streiche Ludwigen darnieder zu drücken.

Leopold von Oesterreich war mit einem starken Heere, das er am Rheine, im Elsaß und in Schwaben geworben hatte, von der einen Seite gegen Bayern im Anzuge;

Friedrich, von der andern Seite, kam aus seinen Oesterreichischen Landen, wo er alle seine Vasallen und Unterthanen aufgebothen, und die Ungarische Nation zu Hülfe genommen hatte. Diese Heerzüge drangen im Jahre 1322. so eilfertig auf Ludwigen zu, daß er keine andere Wahl hatte, als mit seinen treuen Bayern und den ihm ergebenen Reichsständen, welche ihm zu Hülfe herbey geeilet waren, einem der beyden herannahenden Heere sich entgegen zu stellen, und mit ihm zu schlagen, ehe ihre Vereinigung zu Stande käme.

Friedrich, sicher in Hoffnung des Sieges, gab ihm die erwünschte Gelegenheit dazu. Er wollte die Ehre des Sieges mit seinem Bruder nicht theilen; wartete daher die Vereinigung mit ihm nicht ab, um den Ruhm des entscheidenden Tages allein zu ärndten. Beyde Heere standen unweit Mühldorf einander gegenüber in Schlachtordnung. Das Bayersche wurde von Siegfried Schweppermann einem gebohrenen Nürnberger und geprüften Krieger angeführt. Ludwig stand im Mittelpunkte in der Rüstung eines gemeinen

Mannes, umgeben von den getreusten seinen Bayern; Friedrich der Schöne, im Schmuck der königlichen Rüstung mit dem Reichsadler auf seinem Helme, war von einer schöngerüsteten Leibwache gedeckt. Die Schlacht begann, und war nach der Wichtigkeit der Sache, um welche man kämpfte, heiß und hartnäckig. Nach vielen Stunden des Kampfes war noch nichts entschieden. Aber um die Mittagszeit machte Schweppermann eine geschickte Wendung, wodurch dem Feinde die Sonne und der Staub in das Gesicht kam; und da nun auch der tapfere Burggraf von Nürnberg, Friedrich, mit seinen frischen Truppen heran, und den Oesterreichern in den Rücken stürzte, fieng die Unordnung und die Flucht bald an, allgemein zu werden. Nur Friedrich der Schöne stand noch unbeweglich, als alles um ihn her sank; und focht so lange, bis sein Pferd unter ihm fiel, und er von einem Ritter, auf dessen Schilde ein Rindsmaul zu sehen war, ergriffen wurde. Jetzt übergab er dem Burggrafen von Nürnberg, zu dessen Geleite jener Ritter gehörte, sein Schwert.

Der Sieg hatte sich glänzend für Ludwig entschieden; aber den glänzendern erwarb ihm sein großmüthiges Herz, den Sieg der Mäßigung im Glücke. Ferne von Rachsucht oder siegberauschtem Stolze empfieng er Friedrichen und dessen gefangenen Bruder Heinrich mit einer zuvorkommenden Offenheit, welche seine ungeheuchelte Freude zu erkennen gab, sie Beyde ausser aller Lebensgefahr zu sehen. Mit der ihm eigenen freundlichen Treuherzigkeit sagte er zu Friedrichen, dem er die Hand both: Vetter! ich bin erfreuet, euch zu sehen.

Einige Tage nach der Schlacht ließ er Friedrichen anf das bayersche Schloß Trausnitz bringen, und der gefangene Fürst wurde mit aller der Achtung behandelt, worauf ihm sein Rang und sein Unglück Ansprüche geben konnten.

Bei diesem Siege zeigte sich Ludwig auch noch von einer andern Seite als ein edler Fürst. Er theilte freiwillig den Ruhm des Sieges mit Siegfried Schweppermann, und gab ihm laut vor dem ganzen Heere das gebührende Lob der Klugheit und Tapferkeit.

Edel und einfach war die Art, womit er es that. Der ganze kärgliche Speisevorrath sollte vertheilt werden, und Ludwig sagte: gebt jedem ein Ey, dem frommen Schweppermann zwey.

Ludwigs thätigstes Bestreben gieng nun einzig dahin, den Unruhen in Deutschland ein Ende zu machen. Schon oft hatte er sich geäusſert, daß er bereit sey, sich selbst aufzuopfern, und die Kaiserwürde in die Hände der Reichsstände nieder zu legen, um sie einem andern Fürsten, etwa einem seiner Vettern unter den Herzogen im Nieder-Bayern zu übertragen. Denn er sagte: Es ist ja ungleich besser, daß ich die Krone, als so viele meinen Unterthanen ihr Leben oder Haab' und Gut verlieren. Aber das Zutrauen der meisten Reichsstände, welches Ludwig in ungetheiltem Besitze hatte, stand jederzeit seinen Vorschlägen im Wege; nur dieses und die Thätigkeit, womit sie ihm, seinen Nebenbuhler Friedrich zu beseitigen, beigestanden hatten, konnte ihn bewegen, daß er nicht von einem so sehr erschütterten Throne

herabstieg, der noch immer von allen Seiten den Umsturz drohte.

Nach einer dreijährigen Gefangenschaft Friedrichs kam endlich ein Vortrag zwischen Ludwig und seinem Nebenbuhler zu Stande, zufolge dessen Friedrich unter der Bedingung die Freiheit erhalten sollte, daß er sich der Kaiserwürde verziehe, die Wahlurkunden und Reichskleinodien auslieferte, und die Stände und Städte, welche zeither auf seiner Seite waren, ihrer Pflicht entließe. Leopold, Friedrichs Bruder, gab zwar die Reichskleinodien heraus, die man nach München brachte; aber er weigerte sich, die übrigen Punkte des Vertrags zu erfüllen, und setzte die Feindseligkeiten mit erbittertem Muthe und mit Länderverheeren fort.

Ludwig, der auch in seinem Feinde nie den Menschen vergaß, konnte sich, zart fühlend, wie er war, nicht entschließen, die menschenverderblichen Künste seiner Feinde auch gegen sie in Spiel zu setzen. Es stand in seiner Gewalt, das dem Herzog Leopold zugehörende Schloß und Städtchen Burgau,

welches ganz Schwaben und Bayern durch beständige Ausfälle, Streifereien und Plünderungen höchst verderblich war, mit einem Sturme einzunehmen. Das aus schwäbischen Reichsstädten und Edelleuten versammelte Heer drang mit brennendem Ungestümm darauf, und schwang schon das Schwert der Rache; aber Ludwig hielt sie zurück, und sagte: Es geht mir zu Herzen, daß nun in wenigen Augenblicken so viele Leute ermordet, so viele Waisen und Wittwen untröstlich gemacht werden sollen, wo doch Hoffnung vorhanden ist, daß die eingeschlossene Stadt sich selbst ergeben werde, oder noch andere gütliche Mittel verwendet werden können, Frieden zu schaffen.

Die Hoffnung, daß sich die Stadt durch Einschliessung ergeben würde, täuschte zwar den gutmüthigen Ludwig: denn die unfreundliche Witterung des Spätjahrs und die Annäherung Leopolds zwangen ihn mit seinem Heere sich von der Stadt zu entfernen. Aber das andere Mittel, Frieden zu stiften, gieng aus Ludwigs edler Seele hervor. Er eilte

nun einen Entschluß auszuführen, den er schon lange in seinem Busen nährte, um die Ruhe mit einmal herzustellen.

Ludwig selbst reißte auf das Schloß Trausnitz, um dem gefangenen Friedrich seine Freiheit wieder zu geben. Feierlich schön war der Auftritt in dem Zimmer Friedrichs; stumme Bestürzung über Ludwigs Ankunft, und bange Erwartung; jetzt die tiefste Niedergeschlagenheit und jetzt überraschende Freude bewegten abwechselnd sein Gemüth. Friedrich hatte die traurige Einförmigkeit eines geschäftlosen Lebens mit brennendem Unmuth ertragen. Die düstere Ungewißheit über sein Schicksals hatte seine kühnen Geister gelähmt, der Harm seinen blühenden Körper abgezehrt; er ließ Haupt- und Barthaare wachsen, und suchte Linderung seines Kummers in dem ärmlichen Zeitvertreibe, hölzerne Pfeile zu schnizen. In dieser Lage traf Ludwig seinen Gefangenen. Sichtbar war Friedrichs Betroffenheit bei seinem Eintritte, aber nichts glich dem Erstaunen, in welches er versank, als ihm Ludwig mit andringlicher Freundschaft den Vorschlag

that, von nun an alle Rechte und Vorzüge der Kaiserskrone mit ihm zu theilen, und ein gemeinsames Schicksal über sie beyde wallten zu lassen. Ludwig faßte hierauf Friedrichs Hand, und führte ihn unter den Segenswünschen seiner Unterthanen aus dem Gefängnisse mit sich nach München, wo in dem Jahre 1325 der Vertrag unter beiden vor Zeugen geschlossen, und durch eine Urkunde bestättiget wurde.

Die beyden gleich edlen Fürsten schienen um den herrlichen Wettkampf der Großmuth und des Hochsinns zu kämpfen. Theuer und ehrenwerth seyen uns die köstlichen Denkmähler von Biedersinn und deutscher Treue, welche sie uns hinterließen! Mit ihrem verewigenden Griffel hat sie die Geschichte verzeichnet, späteren Jahrhunderten, in welchen diese Fürstentugenden dem Interesse der Politik erlagen, zum goldnen Spiegel. Der unter beyden geschlossene Vertrag erforderte zu seiner völligen Gültigkeit die feyerliche Genehmigung der Kur- und Reichsfürsten; sollte diese Bestättigung nicht erfolgen, so war Friedrich einer beigefügten Bedingniß gemäß gehalten, sich

Ludwigen wieder zu stellen. Indeß die Genehmigung des Vertrags ohne Wirkung bey dem Reiche unterhandelt wurde; auch Leopold, der Bruder Friedrichs, ihn verwarf; und der Papst ihn sogar für nichtig erklärte, ruhte Friedrich in den Armen der Seinigen zu Wien aus. Er hätte sich nach den damals herrschenden Grundsätzen von der Haltung seines Vertrages loszählen können, da ihn der Papst schon für ungültig erkannt hatte; er hätte durch die Vortheile, welche sein Bruder Leopold in dem fortgesetzten Kriege über seinen Gegner erhalten hatte, die Entsagung seiner Foderung diesem abdringen können: aber Friedrichen war sein gegebenes Fürstenwort heilig. Als er, mit allem Bitten und Dringen bey seinem Bruder und dem Papste den Beytritt zu dem Vertrage nicht bewirken konnte; so erfüllte er was er gelobt hatte. Er entraffte sich den Armen seiner Familie, und kehrte nach München zurück, um, wenn es Ludwig foderte, aufs neue sein Gefangener zu seyn.

Ludwig tief gerührt von der unbestechlichen Treue seines Gegners zeigte sich nicht minder edel=

edelmüthig gegen ihn. Er schenkte Friedrichen ein unbeschränktes Zutrauen; theilte nicht allein seine Tafel, seine häuslichen Angelegenheiten, und was sonst seinem Herzen nahe lag, mit ihm; sondern übertrug ihm so gar die Verwaltung seiner Bayerschen Erblande, als er seinem ältern Sohne Ludwig von Brandenburg zu Hülfe eilen muste. Nichts war vermögend, Ludwigen von seiner Anhänglichkeit an Friedrich zu trennen; selbst als Friedrich einige, wiewohl unbeträchtliche Handlungen, einseitig als deutscher Kaiser unternommen hatte, ließ es Ludwig stillschweigend und ohne Ahndung geschehen, um das Band der Einigkeit nicht zu zerreissen.

Als Ludwig in der Folge (in dem Jahre 1327) einen Zug nach Italien zu machen beschlossen, nnd Friedrichen die Erklärung gemacht hatte, daß er es bey den beharrlichen Gesinnungen der Reichsstände für nöthig erachte, das Reich allein zu verwalten: ließ sich Friedrich auch nur mit dem königlichen Titel begnügen, und räumte Ludwigen die Alleinbeherrschung des Reiches ein. Sein

Tod, der bald darauf erfolgte, beseitigte einen starken, aber großmüthigen Gegner Ludwigs.

Mächtigere aber minder edelmüthige Feinde standen nun noch Ludwigen entgegen; um so gefährlicher für ihn, weil sie sich nicht in offnem Felde ihm entgegen stellten, wo Muth und Tapferkeit ihre Palmen finden konnten, sondern mit List und Ränken gegen ihn kämpften; Waffen, mit welchen sich gegen sie zu vertheidigen, dem Charakter Ludwigs völlig entgegen war.

Die Könige von Frankreich vereinigten ihre allbekannte äußere, mit der stiller, aber noch fürchterlicher wirkenden Macht des geistlichen Hofes, die ihnen zu Gebothe stand; die ihnen dienstbaren Päbste von Avignon, schleuderten mit herrschbegierigen Blicken auf Deutschland, das sie seiner Selbstständigkeit zu berauben und an sich zu reißen trachteten, Bannstrahlen auf Ludwig, welche das französische Cabinet geschmiedet hatte.

Schon damals, als Ludwig Friedrichen von Oesterreich bei Mühldorf besiegt und gefangen genommen hatte, verurtheilte ihn ein Macht-

spruch des Pabstes Johannes XXII, vom Throne herabzusteigen. Aber Ludwig, in kühnem Vertrauen auf seine geheiligten Rechte und auf die gerechte Sache seiner bisherigen Unternehmungen, unterstützt von dem größesten Theile der Reichsstände, welche er im Jahre 1323 zu Nürnberg in dieser Angelegenheit versammelt hatte, bestand fest darauf, ihn zu behaupten. Nach Verlauf der von dem Papste festgesetzten Frist ward über Ludwigen der Kirchenbann mit der gewöhnlichen schauderhaften Feierlichkeit ausgesprochen, nnd alle Anhänger Ludwigs damit bedroht, wofern sie ihm treu blieben. Um Leopolden von Oesterreich, der zur Vollziehung des Bannfluches mit der ausübenden Gewalt gerüstet war, zu lebhafterer Thätigkeit anzufeuern, wurde ihm vom französisch-päbstlichen Hofe mit der Hoffnung geschmeichelt, daß er kaiserlicher Statthalter in Deutschland werden sollte, wenn der durch Ludwigs Entsetzung erledigte Kaiserthron, nach dem geheimen Plane des Papstes, mit Karl IV, Könige von Frankreich, würde besetzt werden.

Der Nachfolger Karls IV, Philipp der Schöne war für Ludwig ein um so gefährlicherer Feind, je arglistiger und verschlagener er war, und je mehr er bald die weltliche Macht der mächtigsten Reichsstände aufzureizen, bald das geistliche Ansehen der Päbste als wirksame Triebfedern seiner politischen Absichten in Bewegung zu setzen wußte. Gegen so mächtige Feinde blieben Ludwigen bloß seine treue Bayern und einige Gelehrte übrig, welche die Gerechtigkeit seiner Sache mit der Feder vertheidigten. Doch waren seine unerschütterliche Gemüthsstärke, und die über alle Anfälle siegende Größe seines Geistes der stärkste Damm, welchen er der Uebermacht seiner Feinde entgegen setzte. Wären seine Freunde und die ihm ergebenen Reichsstände eben so standhaft und thätig zu seiner Unterstützung gewesen: so würde Ludwig in manchen seiner mit Weisheit ersonnenen, und mit Muth vollbrachten Unternehmungen, glücklicher beym Ziele angelangt seyn.

Höchst gewagt und sicherlich Zeuginn kühner Entschlossenheit war die That, welche Lud-

wig auf seinem Zuge nach Italien durch Absetzung des Papstes Johann XXII unternahm. Seine Feinde würden mit einmal, wo nicht beseitiget, doch zu billiger und ruhiger Nachgiebigkeit gebracht worden seyn, wenn eben diejenigen seiner Freunde, die ihm so dringend dazu riethen, ihn auch so thätig und standhaft unterstützet hätten. Allein dieses Unternehmen, so wie der ganze Zug nach Italien fiel aus Mangel an nöthiger Beyhülfe zum Unglücke Ludwigs aus. Die Italienischen Reichsstände erkannten zwar seine kaiserliche Oberherrschaft; er wurde zu Mayland als König der Lombardey, und im Jahre 1328 zu Rom als Kaiser von zwey Bischöffen gesalbt, und von vier der vornehmsten Römer gekrönt. Den Tag nach der Krönung erschien Ludwig, der nun den kaiserlichen Titel angenommen hatte, in kaiserlichem Schmucke auf dem großen Platze vor der Peterskirche, um über Johann XXII das Urtheil zu sprechen. Die Syndiken des römischen Volkes und des italienischen Adels stellten eine förmliche Klage gegen den Pabst an, in welchen sie ihn des

Verbrechens der beleidigten Majestät, der Ketzerei und verschiedener anderer groben Ausschweifungen beschuldigten und überwiesen. Das Urtheil ward in Gegenwart des Volkes und der Geistlichkeit kund gemacht, und von einer großen Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten, Bischöffe, Herzoge, Baronen und Adlichen unterzeichnet; Johann XXII. wurde des päpstlichen Stuhles verlustig erklärt, und an seine Stelle ein neuer Papst unter dem Namen Nicolaus V. erwählet, welcher die Krönung Ludwigs wiederhohlte und bestättigte. Aber sein Papstthum dauerte nicht länger, als die Anwesenheit Ludwigs in Italien. Das deutsche Heer, aus Mangel an Gelde der Auflösung nahe, fieng an, sich nach Deutschland zurückzuziehen; der Kaiser selbst, verlassen und verrathen von Freunden, mußte auf einen Rückzug aus Italien bedacht seyn; und so führte ihn der gewagte Schritt, welcher ihm aus dem Labyrinthe von Verdrüßlichkeiten heraushelfen sollte, in noch größere und gefährlichere Verwirrungen.

Die Feinde Ludwigs nahmen nun die Religion zu Deckmantel ihrer Rachsucht; und auch der Papst fand jetzt einen scheinbareren Grund, seine Bannflüche zu erneuern und zu verdoppeln. Die wiederhohlten Bullen blieben nicht ohne alle Wirkung auf schwache und geängstigte Gemüther. Die schauervollen Feyerlichkeiten, womit sie kund gemacht wurden, machten Eindruck auf das Volk und auf alle, deren Blicke die Hülle des Gepränges nicht durchdringen, und die Gründe dieser Vorkehrungen nicht erforschen konnten. Die Zahl der Wankelmüthigen und Untreuen wuchs, und Ludwig gerieth in einen gedoppelten Kampf. Der Kirchenbann setzte die Gewissenhaftigkeit seiner Unterthanen und Bundesgenossen mit ihm in Streit, die von banger Zagheit niedergehalten wurden, etwas zu seinem Vortheile zu unternehmen; und das politische Interesse reitzte noch mehrere Feinde auf, seine letzten Kräfte zu erschöpfen. Die Betriebsamkeit des Papstes bewaffnete Friedrichs des Schönen noch lebende Brüder, die Herzoge von Oesterreich, gegen Ludwig; Italien war in unruh=

voller Gährung, ein Schauplatz innerlicher Fehden zwischen Welfen und Gibellinen, welche das Ansehen und die Macht des Kaisers untergruben und schwächten; Johann, König von Böhmen, der seither auf Ludwigs Seite gestanden, warf jetzt die Maske der Freundschaft ab, als sich seinem Länderdurste mehr Vortheile auf der anderen Seite zeigten; er wollte die Unruhen in Italien nützen, um diese Länder und endlich die Kaiserkrone für sich und sein Haus zu erringen.

Ludwig, so nach aussen von Feinden bedroht, und nach innen ohne Reichshülfe, erwählte den Weg gütlicher Uebereinkunft, der seiner Gemüthsbeschaffenheit ohnehin mehr, als Gewaltthätigkeiten, zusagte. Die österreichischen Herzoge neigten sich am ersten zum Frieden mit ihm; der König von Böhmen wollte wenigstens noch den Schein der Freundschaft für ihn behalten, wie sehr sie auch seine Handlungen verläugneten; nur die Aussöhnung mit dem päpstlichen Hofe hatte unübersteigliche Hindernisse für Ludwig. Vierzehen Jahre arbeitete er daran; aber zehn Versuche,

welche er in dieser Zeit machte, wurden entweder durch wegwerfenden Uebermuth, oder durch übertriebene Forderungen vereitelt.

Der Grund der Unversöhnlichkeit des Papstes Johann XXII. lag theils in einer persönlichen Abneigung gegen Ludwig, die durch französischen Nationalstolz und die politischen Ränke des königlichen Hofes unterhalten wurde; theils in dem Benehmen Ludwigs bey seinen Unterhandlungen. Immer sprach das Gefühl für die Rechtmäßigkeit seiner Sache, und für die Würde seiner Nation laut in seinem Innern; und wie sehr er auch sein Betragen milderte, um manches Hinderniß der Aussöhnung hinwegzuschaffen: so stand doch immer die erste Forderung des Papstes, daß Ludwig die Krone zu seinen Füssen niederlegen sollte, der Ehre Ludwigs, und noch mehr den Rechten des deutschen Reiches entgegen.

War gleich Benedickt VII., der Nachfolger Johannes XXII., auch ein Franzose: so war doch seine Denkungsart billiger. Er selbst äußerte seinen geneigten Willen, Ludwigen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und ihm

die Aussöhnung zu erleichtern. Allein sowohl die Billigkeit dieses Papstes, als die fast an Herabwürdigung gränzende Nachgiebigkeit Ludwigs hatten nicht die erwünschte Wirkung; die Macht des französischen Hofes, der dem Papste drohte, und die rastlose Thätigkeit des Königs in Böhmen, der mit dem Schwerte in der Hand auf Ludwigs Demüthigung drang, machten alle Unterhandlungen wegen einer Aussöhnung fruchtlos. Der Papst entließ die in dieser Angelegenheit zu Avignon anwesende hohe Reichsgesandschaft mit Thränen im Auge, zum Beweise, wie lebhaft er von Ludwigs gerechter Sache überzeugt, und wie geneigt er sey, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wenn ihn nicht äusserer Zwang daran hindere.

Die Standhaftigkeit Ludwigs, womit er seine Rechte behauptete, und seine Nachgiebigkeit in allem, was nicht der Würde seiner Nation, und seiner eigenen zu nahe trat, öffneten endlich den Fürsten Deutschlands die Augen; sie sahen ein, der französische Hof gebrauche die ihm dienstbare geistliche Macht nur als Werkzeug, um nicht sowohl ihr Oberhaupt,

als sie selber herabzusetzen. Diese Ueberzeugung hatte Ludwig gleich zu Anfange, als er mit dem Banne belegt wurde, sehr glücklich vorbereitet. Er hatte alle Gelehrte in Deutschland, Frankreich und Italien feyerlich aufgefordert, freymüthig zu sagen, auf welcher Seite nach den Grundsätzen der Vernunft und selbst nach den Datis der ältern Kirchengeschichte das Recht und die Wahrheit stände. Auf diesem Wege der Untersuchung wurden die natürlichen Gränzen der geistlichen und weltlichen Macht schärfer und fester bestimmt. Die aufgeklärtesten Köpfe des Zeitalters fühlten sich durch die Wichtigkeit des Gegenstandes geweckt und begeistert. Schriften gegen Schriften flogen umher; und obschon in der ersten Hitze des Streites die Wahrheit durch leidenschaftliches Getümmel wie in Staubwolken verhüllt ward: so konnten doch der ruhigere Denker jener Zeit, und die gemäßigtere Nachwelt die siegende Stärke der Gründe für die Sache Ludwigs ohne Mühe wahrnehmen. Für seine Ehrenrettung war schon viel dadurch gewonnen, daß die aufgeklärte-

sten Männer seiner Zeit mit ihren Vertheidigungsschriften auf seiner Seite standen.

Auch Ludwigs Standhaftigkeit fand in den Vertheidigungsgründen dieser Männern eine starke Stütze, deren er in einer Zeit, auf welcher noch ein so dichter Nebel von Vorurtheilen lag, allerdings bedurfte. Zu den Schrecken der Bannflüche, welche Ludwigs Unterthanen durch darauf folgende Interdikte, oder Untersagung aller Gottesdienstlichen und kirchlichen Handlungen, womit sie belegt wurden, noch mehr zum Mißvergnügen und zur Empörung reitzten, gesellten sich Landplagen, welche alles in angstvolle Bewegung setzten. Italien litt durch Hungersnoth; in Bayern verheerten Heuschrecken die Felder, in Deutschland wütheten Ueberschwemmungen und Feuersbrünste; und als endlich gar im Jahre 1337 ein Comet am Himmel erschien: zitterte der abergläubische Pöbel, und Niederträchtige, welche in seinen Irrthümern ihren Vortheil sahen, bestärkten die Leichtgläubigen in ihrem thörichten Wähnen. Selbst kluge und nachdenkende Menschen wurden verwirrt und wankelmüthig.

Nur ein Geist von der Heldenstärke Ludwigs konnte in einer solchen Lage seine innere Freyheit und Selbstständigkeit unangefochten erhalten; er konnte fest stehen bey diesem Zuströmen widriger Ereignisse, voll Zuversicht auf seine gerechte Sache, voll erhabener Ruhe im Bewußtseyn der Rechtmäßigkeit seiner Thaten, und voll begeisternder Hoffnung auf seine Rechtsprechung bey einer bessern Nachwelt.

In dieser höchst bedenklichen Lage Ludwigs vereinigten sich allmählig mehrere Umstände, um seine Aussicht mit einem erfreulichen Lichte zu erhellen. Die günstige Vorbereitung der Gemüther durch Streitschriften und Erörterungen über die Gränzen der geistlichen und weltlichen Macht; die wiederholten und von seiner Seite mit der höchsten Billigkeit vollzogenen Unterhandlungen Ludwigs am päpstlichen Hofe, welche immer durch französische Hofränke fruchtlos gemacht wurden; die schimpfliche Behandlung und Abweisung deutscher Reichsfürsten, welche als Abgesandte an den Hof zu Avignon abgeschickt waren, und endlich das standhafte Ausharren Ludwigs in Behaup-

tung seiner Rechte, und des Ansehens der deutschen Nation; alle diese Umstände gaben der Sache endlich einen höhere Wendung, welche zu Ludwigs Ehre und zur Rettung der Gerechtsame des deutschen Reiches ausfiel, und im Leben des ersteren sowohl, als in der Geschichte des letzteren eine glänzende Epoche bezeichnet.

Die Reichsfürsten sahen mit Beschämung Deutschlands Ansehen herabgewürdigt, und sich selbst so niedrig behandelt; es ward ihnen endlich helle, daß es nicht Ludwig allein, sondern im Grunde sie selber und ihre eigenen Rechte seyen, die von den Franzosen verhöhnt, und von dem Hofe zu Avignon zu Boden getretten wurden. Der Geist ihrer Väter richtete sich erwachend in ihnen auf, sie glaubten ihre Stimmen zu hören, ihren Ruf zu hohen Entschließungen.

Ludwigs Weisheit nützte diese günstige Stimmung der Gemüther. Er berief nicht nur alle Kurfürsten, sondern auch Fürsten, Freyen und Edeln, Domkapitel, Städte und Gauen des Reichs zu einer Versammlung nach

Frankfurt. Hier sollte ein Werk zu Stande gebracht werden, an dem man seit Jahrhunderten gearbeitet hatte, und dessen Vollendung Ludwig durch seine Klugheit, und durch sein festes Ausharren auf dem einmal betrettenen Wege zu bewirken gelang.

In dieser ehrwürdigen Versammlung des Reiches zeigte sich Ludwig im feierlichsten Schmucke seiner Kaiserswürde, und hielt von dem Throne eine nachdruckvolle Rede über seine und Deutschlands Lage. Er erzählte die Geschichte seiner Schicksale, seine erlittenen vielfältigen Drangsale von seiner Wahl an, bis auf den gegenwärtigen Tag; er überzeugte sie sodann, daß er in Beziehung auf den päpstlichen Hof nichts, als was seine Pflicht und des Reiches Ansehen und Rechte von ihm gefordert, unternommen; und daß er alles aufgebothen habe, um diesen Hof zu befriedigen; er überlasse es, fügte er hinzu, dem Gutachten des Reiches, ob er noch mehr thun könne, ohne die Rechte und Würde der ganzen deutschen Nation hintanzusetzen. Mit tief bewegtem Herzen erwähnte er endlich des schmerzlich

kränkenden Unrechts, daß man ihn, dessen Religionsgesinnungen schon hinlänglich bekannt wären, als einen Abtrünnigen und Verfolger der Kirche mißhandle. Ungesäumt stieg er vom Throne, sprach vor dem ganzen Volke das feyerlichste Gebeth zu Gott, und legte mit lauter Stimme sein Glaubensbekenntniß ab. Niemand sah und hörte ihn, ohne innigst gerührt zu werden.

Die deutschen Fürsten, begeistert durch die Rede ihres Oberhauptes, erklärten auf der Stelle mit einem Eide, daß der Kaiser in allem seine Pflicht gethan, und die Bannflüche der Päpste nichts weniger als verdient habe. Sie drangen in ihn, das Interdikt für ungültig zu erklären, und die Geistlichen, welche auf der Vollziehung desselben beharren würden, als Störer der öffentlichen Ruhe behandeln zu lassen.

Um das große Werk der wiederhergestellten Ruhe und der geretteten Unabhängigkeit des deutschen Reiches zu vollenden, tratten in demselben Jahre (1339) die Erzbischöffe von Mainz, Kölln und Trier, die Pfalzgrafen

bei Rhein, die Herzoge von Bayern und Sachsen, nebst dem Kurfürsten von Brandenburg, zu Rensee, dem alten Königsstuhle am Rheine, in einen Bund zusammen. Dies war der erste Kurverein oder Fürstenbund im deutschen Reiche, bei welchem einmüthig der Grundsatz festgestellt wurde, daß Jeder, welcher von den Kurfürsten durch Mehrheit der Stimmen gewählet würde, von dem deutschen Reiche als König erkannt werden sollte, ohne daß die Bestättigung oder das Ansehen des päpstlichen Hofes zur Verwaltung des Reiches und zur Uebernehmung des königlichen Namens erforderlich wäre. Diesen ihren festen Entschluß thaten sie dem Papste kund, und kehrten hierauf nach Frankfurt zurück.

Ludwig erhob allda in Gegenwart aller Fürsten und Reichsstände diesen Kurverein feyerlich zur Reichssatzung, und gab dadurch dem deutschen Reiche die alte natürliche Unabhängigkeit zurück, welche ihm Jahrhunderte hindurch geraubt war. Dies ist jene berühmte Reichsverhandlung, welche in der Geschichte Deutschlandes ihren Stifter verewiget, und

ihm unter den ersten Wohlthätern des deutschen Reiches seine ehrenvolle Stelle versichert. Nie wurde seit dem über die Frage: ob der Papst über den Kaiser sey, Blut vergossen! Nie wieder einer der nachfolgenden Kaiser mit dem Banne belegt!

Auf diese Weise hatte Ludwig zu der Ruhe des deutschen Reiches auch für künftige Zeiten den Grund gelegt; aber seine persönliche Ruhe wurde noch gefährlichern Stürmen ausgesetzt. Seine Feinde, welche wohl einsahen, daß die stärkste Stütze seines Ansehens auf der Einigkeit und Standhaftigkeit der Reichsfürsten beruhe, wußten bald die vereinigte Macht Deutschlands durch Befriedigung des Eigennutzes einzelner Reichsstände zu trennen; und ihr Wankelmuth nöthigte Ludwigen öfters, Maaßregeln zu ergreifen, die ihn weniger entehrten, als die, welche sie ihm abnöthigten.

Eine Aussöhnung mit dem päpstlichen Hofe wurde immer desto dringenderes Bedürfniß in seiner Lage, je mehr er von äusserer Hülfe entblößt da stand. Ein günstiger Weg,

wenigstens in den Augen Ludwigs, öffnete sich dazu, da der französische Hof selbst seine Vermittlung anboth, wenn nur Ludwig dem Bündnisse, welches er mit Eduard, Könige von England, wider Frankreich geschlossen hatte, entsagen würde. Ludwig, bey dem die Ruhe des Reiches, und das Glück seiner Unterthanen alles überwog, brachte die Freundschaft eines mächtigen Königes der gehofften Aussöhnung mit einem feindseligen Hofe zum Opfer, und trat von seiner Verbindung mit Eduard zurück. Philipp, König von Frankreich, hatte Ludwigen so lange mit Versprechungen und einem Scheine von Vermittlung hingehalten, bis er den Zweck, auf welchen jene Bedingung zielte, erreicht sah. Ludwig verlor einen mächtigen Freund; seine Feinde behielt er.

Nach dem Tode des so gemäßigten Papstes Benedict VII. im Jahre 1342 verschwand nun vollends alle Hoffnung zu der lange gewünschten Aussöhnung. Sein Nachfolger Clemens VI. auch ein Franzose von Geburt, und in die Kabinetsgeheimnisse des französi-

schen Hofes, als wirklicher geheimer Rath eingeweihet, zeigte durch alle seine Schritte nichts geringeres, als die Absicht, den Kaiser völlig zu stürzen Sein Vorhaben begünstigten die politischen Absichten Frankreichs, und jetzt mehr als jemahls die Begierde des böhmischen Königs Johann nach Ausdehnung seiner Macht und Besitzungen. Diese Begierde ward nun noch durch Rachsucht gegen Ludwigen auf das äusserste entzündet, da durch die Scheidung der Erbprinzessin Margaretha Maultasche, von einem Prinzen Johanns, mit dem sie vermählet war, die Grafschaft Tyrol dem Böhmisch-Luxemburgischen Hause entrissen, und durch ihre Verheirathung mit dem ältesten Sohn des Kaisers, Ludwig dem Brandenburger, an das bayersche Haus gebracht wurde.

Ludwig stets darauf bedacht, jeden Vorwurf der Unversöhnlichkeit von sich zu entfernen, that auf seiner Seite alles, was die Klugheit erheischte, um das drohende Wetter, das sich über seinem Haupte zusammen zog, von sich abzuleiten. Er wünschte dem Papste

Clemens VI. zu seiner Erhebung Glück; der Papst hetzte statt der Antwort die italienischen Fürsten auf, ihm den Eingang nach Italien zu versperren. Ludwig, der leicht voraus sehen konnte, daß man auf gleiche Weise die deutschen Reichsfürsten von ihm zu trennen suchen würde, eilte zuvor zu kommen. Eine ansehnliche Reichsgesandschaft erhob sich nach Avignon, um im Namen des Kaisers die Aufhebung der Prozesse, welche an dem päpstlichen Hofe wider ihn anhängig gemacht waren, zu erbitten. Diese Gesandschaft wurde nach langem Warten endlich mit dem Bescheide abgefertigt: es sey nicht eher an eine Begnadigung zu gedenken, bis Ludwig seine Ketzereien und Vergehungen gegen den Papst Johann XXII. erkennen und abbitten; die Kaiser-Krone dem Papste zu Füßen legen; und die Grafschaft Tyrol an das luxenburgisch-böhmische Haus abtretten würde.

Nicht lange nach dieser Erklärung wurden die geistlichen Waffen wieder in Bewegung gesetzt, welche unter Benedikt VII, der nicht zu Bann und Fluche geneigt war, wenigstens

in so weit ruheten, als er, ohnmächtig Frieden zu geben, doch die Aufforderung zu Feindseligkeiten nicht erneuerte und bestättigte. Am nächsten grünen Donnerstage aber ließ Clemens VI. eine Bulle gegen den Kaiser abkündigen, worin ihm eine Frist von drey Monaten gesetzt wurde, binnen welcher er sich des Reiches begeben, alle Titel eines Kaisers, Königs, Herzogs und alle seine Würden ablegen, dem Interdicte in Deutschland wieder seinen Lauf lassen, und in Person sich dem Papste stellen sollte. Diese Bulle wurde durch ganz Deutschland verschickt, und sollte alle Sonn- und Festtage von den Kanzeln verkündigt werden.

Nie war Ludwigs Lage gefährlicher, als in diesem Zeitpunkte. Auf die Beharrlichkeit und den Edelmuth der Reichsfürsten war gar nicht mehr zu bauen; die meisten waren theils durch die Aussicht auf Vortheile, welche ihnen der Papst verschaffen konnte, theils durch französisches Geld gestimmet, und die mächtigsten aus dem böhmisch-luxenburgischen Hause erklärte Feinde des Kaisers. Clemens

forderte die Kur = und Reichsfürsten auf, sich einen andern frommen Kaiser zu wählen, und fügte die Drohung hinzu, daß er im Weigerungsfalle sich der apostolischen Gewalt bedienen, und dem deutschen Reiche ein neues Oberhaupt geben werde.

Wirklich hatten sich die Reichsfürsten zu Rensee versammelt, wahrscheinlich nicht, um zu untersuchen, in wie weit die Macht des Papstes, Kaiser ab = und einzusetzen, apostolisch sei; wohl eher, um dem Befehl des Papstes, der vielen erwünscht war, Folge zu leisten: als Ludwig die Versammlung mit seiner Gegenwart überraschte, und die Ausführung des angelegten Planes, der seiner Vollendung schon so nahe war, hintertrieb. Gedrungen durch die Wankelmüthigkeit der Reichsfürsten, welche gleiche Bannbullen des Papstes zu fürchten vorgaben, entschloß sich hier Ludwig zu einem häufig getadelten Schritte, den aber im Grunde das zweideutige und schwankende Benehmen der Reichsstände zu verantworten hat. Er versprach den versammelten Fürsten, daß er noch einmal das äusserste

versuchen wolle, um endlich den päpstlichen Hof zu befriedigen. Um alles gethan zu haben, was man nur von seiner Seite erwarten konnte, ließ er den Papst durch eine Gesandschaft ersuchen, die Bedingnisse der Aussöhnung selbst zu bestimmen, und dann den Frieden und das gute Vernehmen wieder herzustellen.

Zur Beschämung der Reichsstände fielen die vom Papste vorgeschriebenen Friedensvorschläge so aus, daß dadurch mehr die Würde des Reichs als seines Oberhauptes herabgesetzt, und die neueste Reichssatzung, die Freyheit der Kaiserwahl betreffend, vernichtet wurde. Ludwig legte auf einem Reichstage zu Frankfurt den Kurfürsten und Ständen diese erniedrigenden Bedingnisse vor, und erklärte, daß er sie unterzeichnen wollte, wenn sie es genehmigen würden. So gab er den Reichsfürsten stillschweigend zu erkennen, wie tief sie durch ihren Wankelmuth hätten sinken können, und erweckte zugleich in ihnen das Gefühl ihrer Würde so mächtig, daß sie die Forderungen des Papstes einmüthig verwarfen,

und dem Kaiser zugleich bedeuteten, daß er sich künftig nicht mehr an den Papst wenden solle.

Auch hier siegte Ludwig wieder durch Klugheit und weise Nachgiebigkeit; aber dieser Sieg reitzte seine Feinde, welche ihren so fein angelegten Plan vereitelt sahen, zu neuen Angriffen. Johann, König von Böhmen, mit der ganzen Luxenburgisch gesinnten Parthey wollte Karln, Margrafen von Mähren, Johanns Sohn, auf den Kaiserthron erhoben haben. Sie klagten nun öffentlich, und machten dem Kaiser Vorwürfe wegen mancherley Unordnungen im Reiche, welche er nicht gehindert; wegen vieler Geschenke, Privilegien und Verpfändungen, durch welche er dem Reiche geschadet; und endlich selbst wegen der Demüthigungen vor dem Papste, wodurch er des Reiches Ansehen herabgewürdiget habe. Alles dieses, was sie dem Kaiser zur Last legten, kam zwar auf Rechnung der unbeständigen und widersetzlichen Reichsstände, welche Ludwigen so oft nöthigten, Maaßregeln zu ergreifen, die im Widerspruche mit seinem

Charakter standen; indessen konnte es doch zu einem scheinbaren Vorwand dienen, womit Johann, König von Böhmen, die Kurfürsten auf die endliche offene Erklärung seines Anliegens vorbereiten wollte, daß Ludwig die Kaiserkrone in die Hände Karls, Margrafen von Mähren übergeben sollte. Ludwig, dem ein solches Ansinnen, wie billig, auf das äusserste widerstand, erklärte, daß, wenn des Reiches Ruhe und Wohlfahrt das Opfer seiner Krone von ihm forderten, er sie nur durch die Hände der Reichsstände seinem Sohne Ludwig von Brandenburg zu übertragen bereit wäre. Allein auch dies wurde nicht genehmiget; und so lößte sich die Reichsversammlung zum größten Verdruße der böhmisch-Luxenburgisch gesinnten Parthey ohne gewünschten Erfolg für sie auf.

Die Feinde Ludwigs sahen wohl, daß in öffentlichen allgemeinen Reichsverhandlungen, wo alles nach Gründen des Rechtes und der Billigkeit abgewogen wurde, die gerechte Sache Ludwigs immer siegen würde. Man mußte Schleichwege suchen, um ihn durch List

und Gewaltthätigkeit mit einem male zu stürzen. Clemens griff zu den fürchterlichsten seiner Waffen. Am grünen Donnerstage i. J. 1346 donnerte dieser Papst eine Bannbulle gegen den Kaiser los, die schrecklichste, welche je ein aufgebrachter Papst gegen den verruchtesten Bösewicht geschleudert hatte. Sie war mit den schrecklichsten Verwünschungen gegen den Kaiser angefüllt; er für ehrlos, und untauglich erklärt, ein öffentliches Amt zu begleiten, Erbschaften anzutretten, und gerichtliche Handlungen vorzunehmen; alle seine Güter sollten eingezogen werden; seine Söhne und Enkel keines geistlichen, noch weltlichen Amtes fähig, und er selbst von der Gemeinschaft der Menschen im Leben, und der kirchlichen Beerdigung nach dem Tode ausgeschlossen seyn. Allen weltlichen Mächten wurde die Verbindlichkeit aufgelegt, ihm keine bleibende Stätte in ihrer Gerichtsbarkeit zu verstatten; alle Reichsunterthanen wurden endlich von dem ihm geleisteten Eide der Treue losgesprochen.

So war Ludwig durch einen päpstlichen

Machtspruch vom Kaiserthron herabgestürzt. Clemens, damit noch nicht zufrieden, ließ zugleich den geistlichen und weltlichen Wahlfürsten bedeuten: er würde sein altes Recht ausüben, und eigenmächtig einen neuen Kaiser auf den Thron setzen, wenn sie nicht sogleich zur Wahl eines andern schreiten würden.

Die meisten Kurfürsten waren auf der böhmisch-luxenburgischen Seite, theils durch Anverwandtschaft, theils durch Geld gewonnen; diese Auffoderung war also ihr Werk, und ganz nach ihrem Wunsche. Nur die Pfalzgrafen bey Rhein, Ludwigs Neffen, und der Kurfürst von Brandenburg, Ludwigs Sohn, mit dem Kurfürsten von Mainz, Heinrich von Verneburg, standen auf Ludwigs Seite. Da dieser leztere als Reichserzkanzler, die Hauptperson bei Betreibung des ganzen Wahlgeschäftes, noch Hinderungen machen konnte: so fand der Papst, nachdem er so fertig ein Kaiser abgesetzt hatte, noch weniger Bedenklichkeit, einen geistlichen Kurfürsten zu beseitigen, der nicht in seine Plane mit einstimmte. Er wurde als treuer Anhänger

Ludwigs allen seiner Würden und Aemter entsetzt, und ein zwanzigjähriger Jüngling, Graf Gerlach von Nassau, zum Erzbischoffe ernannt, welcher denn auch sogleich die Kurfürsten zur Wahl eines neuen Kaisers nach Rensee berief, sie mit der unsinnigen Einleitung, daß das Reich schon lang erledigt sey, eröffnete, und endlich so lenkte, daß die Stimmen auf Karl von Böhmen Luxenburg fielen.

Von dem päpstlichen Hofe war Karl schon dadurch der deutschen Kaiserkrone gewürdiget, daß er mit seinem Vater zu Avignon, wohin sie beyde beschieden waren, die schimpflichsten Bedingnisse, unter welchen ihm der Papst die Kaiserwürde bestättigen wollte, eingegangen war, und unterschrieben hatte. Die Genehmigung eben jener das Ansehen des Reiches erniedrigenden Bedingnisse, worüber sie Ludwigen kurz vorher die bittersten Vorwürfe gemacht hatten, nicht weil er sie eingegangen, sondern weil er sich dergleichen vom Papste nur zumuthen lassen, erhob nur Karln auf eben den Thron, wovon Ludwig bloß wegen

der an ihn ergangenen Zumuthung sollte herabgesetzt werden.

Die Nachricht von diesem neuen Gegenkaiser erhielt Ludwig in Tyrol, wo er eben im Begriffe war, in Begleitung des Königs von Ungarn, einen Feldzug nach Italien zu machen. Er eilte sogleich nach Speyer zu einer Reichsversammlung, wo sich die ihm treuen Kurfürsten und Abgeordneten der Reichsstädte in zahlreicher Menge einfanden. Karls Wahl wurde für wiederrechtlich und ungültig erklärt; die vorigen Reichsschlüsse wider die Anmaßungen und Eingriffe des Papstes erneuert; Heinrich von Verneburg in Schutz genommen; und Ludwig, dem rechtmäßigen Kaiser versprochen, daß, wenn sich Karl nur im geringsten bewegen wollte, sie sämtlich zu seiner Vertheidigung die Waffen ergreiffen würden.

Diese Reichsbewaffnung war nicht nöthig. Ludwig stand unerschütterlich fest in diesem Sturme, geschützt durch mächtige Verbindungen mit den Königen von England, von Polen, von Ungarn und selbst mit den anfangs

so feindlich gegen ihn gesinnten Herzogen von Oesterreich. Karl, von Niemand geachtet, selbst von seinen erkauften Wahlfürsten nicht unterstützet, wurde nur von dem Papste als Schreckbild aufrecht gehalten, ob es gleich Niemand zu fürchten machte.

Der Papst warb für ihn einige Mannschaft in Italien. Karl schlich in gemeiner Kleidung dahin, und fiel in Tyrol ein. Ludwig stellte sich ihm entgegen, und er floh; wo nur immer Ludwig mit seinem Blicke auf ihn traf, da mußte er weichen. Es schien, als wolle endlich das Glück Ludwigen begünstigen, aber plötzlich fiel der Vorhang. Ludwig wollte sich zu Fürstenfeld bey München auf der Jagd belustigen; er sank vom Schlagflusse getroffen vom Pferde, und starb in den Armen seiner bestürzten Unterthanen den 11ten October im Jahre 1347, dem 64ten seines Alters.

Ludwig behauptet unstreitig unter den weisesten Regenten Bayerns, unter den größten Kaisern Deutschlands, und unter den verfolgtesten und zugleich standhaftesten Regen-

ten aller Zeiten einen vorzüglichen Rang. Was er für sein Bayern that, zeigt hinlänglich, was er für das ganze deutsche Reich gethan haben würde, wenn er Frieden gehabt hätte. Er schien ganz für die Künste des Friedens geboren; er war sinnreich, Anstalten zu erfinden, welche das menschliche Leben verschönern, Künste, Manufacturen und Handwerke in Aufnahme bringen, und in Staaten Ruhe und Sicherheit begründen. Er gab verschiedenen Städten Bayerns Gesetzbücher, deren Geist sein Zeitalter überflügelt. Für die Vergrößerung seines Hauses sorgte er mit Weisheit, und das Glück begünstigte seine Sorge. Das an ihn heimgefallene Reichslehen der Mark und Kur Brandenburg übertrug er mit Bewilligung der Reichsstände seinem ältesten Sohne Ludwig. Niederbayern fiel ihm nach Absterben des letzten Herzogs als Erbschaft zu. Die Grafschaft Tyrol brachte er durch die Heyrath seines Sohnes Ludwig des Brandenburgers an sein Haus; und endlich durch seine Gemahlin Margaretha eine Schwester des letzten Grafen von Holland,

erwarb,

erwarb er sich die Provinzen Holland, Seeland, Frießland und Hennegau; diese sämtlichen Staaten hatte er durch den Vertrag zu Pavia dem Gesamthause zu sichern gesucht.

Was er als Kaiser für die Freyheit und für die Rechte des deutschen Reiches mit Muth und Standhaftigkeit gethan hat, haben wir im Verlaufe seines Lebens gesehen. Die Reichsstädte begünstigte er vorzüglich mit Freiheiten und weisen Anstalten, aus Dankbarkeit weil sie immer seine Parthey genommen, und ihn mit Geld unterstützt hatten; besonders, weil ihr Aufblühen ihm das wirksamste Mittel schien, die noch vorhandenen Hefenreste des aristokratischen Geistes vollends zu vertilgen, und statt der kriegerischen Wildheit Werke des Nachdenkens, des Kunstfleises, und gemeinnüziger Thätigkeit in Schätzung zu bringen. Seine Aufmunterung hat fähige Köpfe geweckt und war ein Sporn für sie auf ihrer Laufbahn. Durch sie wurde das erste Licht einer hellern, vorurtheilsfreyern Denkart angezündet; und schon damals hörte man gewisse Dinge mit einem Freymuth

sagen, den man jezt noch freudig bewundert. Sein Bestreben, das alte Kaiserrecht, in Ehesachen zu dispensiren, wieder emporzubringen, war gewiß zu seiner Zeit sehr gewagt; wie das für seine Stadt München gebenene Amortizationsgesez, wodurch die Geistlichkeit aller Aussicht auf die Ausdehnung unbeweglicher Güter beraubt wurde, eine ganz neue Erscheinung war.

Sammle man nun aus der zusammenhängenden Geschichte sowohl, als aus einzelnen Begebenheiten die Züge zu Ludwigs Bilde: Wie verehrungswürdig groß steht er nicht vor uns? Ein in allen Auftritten des Lebens gleich gerader und fester Mann, der Wahrheit und Redlichkeit immer getreu; der eher die Umstände, so viel es möglich war, zwingt, sich nach ihm zu richten, als das er sich nach ihnen schmiegte; der seinem Gegner immer unerschrocken unter die Augen tritt, und da nie ausweichet, wo man sich im offnen Felde mit Waffen und Tapferkeit ihm entgegensezt, sondern allezeit mit überlegenem Muthe kämpfet und siegt; wo aber Tücke, Arglist und Bos-

heit im Verborgenen auf ihn einfallen, zwar öfters zu weichen scheint, weil er zu edel ist, mit gleichen Waffen zu kämpfen; doch aber seinen Rückzug so nimmt, daß sein weichen selbst die Plane seiner Feinde zernichtet, und den Sieg der guten Sache immer auf seine Seite lenket.

Schon sein Aeusseres war der Abdruck seiner hohen Seele, das Gepräge seines edel empfindenden, tapfern und festen Geistes; ein schöner stattlicher Wuchs; ein Haupt mit Würde getragen, ein kühner und fester Tritt, und ein Blick voll Seele, voll Kraft und Güte. Selbst seine Tadler und Feinde schildern ihn so, und können manche Züge nicht verschweigen, die uns sein Bild so ehrwürdig und liebenswerth machen. Mit Muth und Kraft, sagen sie, habe er Alles unternommen, und sey fest in der Ausführung beharret; ein überaus gütiger, friedsamer und liebreicher Herr, der auch den Geringsten mit Huld und Gnade angesehen, und wo er gekönnt, Gutes gethan habe.

Er lächelte fast immer, sein Mund floß von launigen Reden und Einfällen über; und daß diese nicht Ausbruch des Leichtsinnes, einer kleinlichen Eitelkeit, oder wohl gar des Vergessens seiner selbst, sondern Zeichen seiner Gleichmüthigkeit, seiner unbesieglichen Geistesheiterkeit waren, beweisen seine Thaten in den gefährlichsten und verwickeltesten Lagen seines Lebens.

Man vergegenwärtige sich die zerrüttete Lage des deutschen Reiches, welches für zwey Oberhäupter mit sich uneins war; die politischen Verhältniße, die uns geistliche und weltliche Macht im hitzigsten Kampfe zeigen; das Zeitalter Ludwigs, das noch von Vorurtheilen und Aberglauben nicht wenig verfinstert war. Man vergleiche die Schwere der Lasten, welche auf ihm lagen, mit den schwachen Mitteln, sie sich zu erleichtern; die Rechte, welche er zu behaupten, mit den Vorurtheilen, die er zu bekämpfen hatte; das Ansehen seiner Person, seines Hauses und des ganzen deutschen Reiches, das er aufrecht zu erhalten strebte, und das Heer von Feinden, die Eigennutz, Ehr-

geitz, fanatischer Eifer und unbiegsamer Stolz gegen ihn zusammen rafften: und man wird den Mann Ehrfurchtsvoll bewundern, der bey solcher Unentschlossenheit und Unthätigkeit seiner Anhänger, bey so vielen Ränken und Gewaltthätigkeiten seiner Feinde, bei so kränkender Treulosigkeit seiner Freunde, doch immer der wärmste und gutmüthigste Menschenfreund blieb; im Getümmel des Krieges mit Entschlossenheit, Muth und Tapferkeit focht; im Glücke des Sieges seine Wohllust im Verzeihen und Wohlthun fand, und bey so ununterbrochen anhaltenden Stürmen seines ganzen Lebens sich immer gleich, im Glücke und Unglücke unerschütterlich fest da stand.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klein, Anton,

Leben und Bildnisse der großen Deutschen

Bd.: 4

Manheim 1798

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 824 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278350-9
VD18 12269646-001